Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

26699.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſammelte

Erzählungen und Novellen.

Von

Levin Schücking.

Gesammelte

Erzählungen und Novellen

von

Levin Schücking.

Sechster Theil.

Landauer'sche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöppingen

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Inhalt.

Seite

Die ſchwarz-weiße Perle 1

Die Wilddiebin 107

Die schwanz-weisse Perle.

Erzählung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Es war im Frühling 1741. Die Hälfte Europa's ſtand in Flammen, die Völker befehdeten ſich und die Länder wurden von verwüſtenden Kriegsheeren überſchwemmt; und all dies Blut, alle dieſe Gräuel, alle dieſe wider einander entfeſſelten Leidenſchaften: weshalb?

Weil der geiſtreichſte und intereſſanteſte, der liebenswürdigſte junge Mann jener Zeit einen Zank mit dem bezauberndſten, ſchönſten und reichſten jungen Mädchen, das es damals auf dem Erdenrunde gab, angefangen hatte, ohne daß es ihn im Geringſten verletzt oder gereizt hätte, nicht einmal dadurch, daß es ihm einen Korb gegeben.

Vielleicht, hätten ſie ſich je geſehen und ſich kennen gelernt, ſo hätten ſie ſich in einander verliebt, ſich die Hände gereicht und eine glückliche Ehe zuſammen geführt; und eine glückbringende „Ehe"

in dem alten Sinn des Wortes, das eine von den Göttern geheiligte Bundesgemeinſamkeit bedeutet, hätte ihre Völker umſchloſſen, und die Schickſale der Welt ſeit hundert Jahren wären andere, glücklichere geweſen.

Aber dies ſollte nicht ſein, und wie geſagt, dieſe beiden hinreißend liebenswürdigen jungen Leute, die, wenn das Schickſal nur ein ganz klein wenig von jener Dichterader und jener Gutmüthigkeit hätte, welche die Romanſchreiber belebt, zu einem glücklichen Paare zuſammengebracht worden wären, geriethen, da es offenbar unmöglich war, daß ſie ſich gleichgültig blieben, in Streit und Hader.

Wenn aber die Götter der Erde in Streit gerathen, ſo ſenden ſie, wie bekannt, ſeit den älteſten Zeiten junge Männer in großen Heeren widereinander aus, die miteinander ringen. Die, welche die Stärkſten ſind, ſichern ihrer Seite das Recht. Weshalb das Recht der Stärke zufällt, das iſt ein Problem, welches bis jetzt noch nicht gelungen iſt auf philoſophiſchem Wege zu löſen. Man könnte das Recht auch auf der Seite der Zahl ſuchen und vor einer Schlacht die Heere zählen, um ihnen die Anſtrengung und das Aufreibende der Kampfesarbeit

zu erſparen. Ja, man könnte dann weiter gehen und das Recht auch an andere Zahlen als juſt an die von jungen Männern geknüpft annehmen; man könnte auch die Eichbäume zählen, welche ſich in den beiderſeitigen Ländern befinden, und erzielte damit nebenbei noch eine unabſehbare Verbeſſerung der Waldcultur. Aber es iſt nun einmal Thatſache, daß in dem Streit der Großen der Erde die jungen Männer des Landes berufen werden, das Recht mit ihren bewaffneten Armen feſtzuſtellen, und in die Thatſachen muß der Menſch ſich fügen, dazu iſt er da, dazu ward er geboren, das iſt der Schickſalsſpruch, der ihm an der Wiege geſungen wird.

Die junge Dame, von der wir reden und die in der Hofburg zu Wien wohnte, bedurfte alſo aller ihrer bewaffneten Männer, ihrer ſämmtlichen Heerſchaaren, um ſie denen ihres Feindes entgegenzuſtellen, und mußte ſie zuſammenziehen aus allen Theilen ihres weiten Reiches, um ſie gen Norden zu ſenden. So kam es, daß der Süden dieſes Reiches, der ſchönſte, blühendſte Theil ihrer Erblande, um den gierige Nachbarn ſie beneideten, von ihren Truppen entblößt wurde und daß dieſe Nachbarn ſich rüſteten, ihr zu entreißen, was ſie zu verthei-

digen nicht im Stande war. Ein frommer alter Geiſtlicher, der eben Frankreich regierte und welcher der Cardinal Fleury hieß, verbündete ſich mit einer ebenfalls frommen alten Frau, die als Stiefkönigin über Spanien verfügte, und Beide ſtreckten die Hände aus, jenem armen von Allen verlaſſenen jungen Weibe die beſten Perlen aus ihrer Krone zu reißen, nämlich Alles, was ſie beſaß im ſchönen Lande Italien, auf der Sonnenſeite ihres väterlichen Erbes.

Zwiſchen ihr und dieſen neuen Feinden ſtand ein mächtiger Fürſt, mächtig durch eine kleine, aber tüchtige Streitmacht und ſeine Feſtungen, und noch mächtiger durch die Lage ſeines Landes. Es war der „Markgraf Italiens", der ſeit 1720 der König von Sardinien hieß.

König von Sardinien war damals Carl Emanuel, einer jener klugen und kriegeriſchen Fürſten aus dem Hauſe Savoyen, ein Herr, der die Vortheile ſeiner Stellung ſehr wohl begriff und ſehr gut einſah, daß, wenn er ſeine Alpenpäſſe ſchließe, die Franzoſen und die Spanier lange Zeit brauchen würden, bis ſie über das öſterreichiſche Erbe in Italien herfallen könnten; daß aber dies Erbe ver-

loren ſei, wenn er ſein Schwert in andere Wagſchale werfe und ſpreche: „Theilt mit mir!“

In der That, es war eine vortheilhafte Stellung für einen ehrgeizigen Mann, den Sohn eines Geſchlechts, deſſen Erbweisheit darin beſtand, die Gunſt des Augenblicks zu benutzen, und Carl Emanuel hatte den feſten Entſchluß gefaßt, dieſem Augenblick in der Geſchichte ſeines Hauſes Alles abzugewinnen, was ſich ihm abgewinnen ließ. Bis dahin, daß er im Stillen abgewogen, was auf der einen Seite ihn lockte und was ihm die andere verhieß, geruhte er mit abgemeſſener, ſich gleichbleibender Huld die Botſchafter der beiden Mächte anzuhören, welche ſich um ſeine Bundesgenoſſenſchaft mühten, mit kühler Freundlichkeit ihre Bemühungen um ſeine Gnade aufzunehmen und ſtill lächelnd auf das Spiel der Intriguen herabzublicken, welches ſie wider einander führten.

II.

Damals war die Zeit großer fürſtlicher Bauten. Jeder große und kleine Herr, hat man bemerkt, wollte gern Ludwig XIV. nachahmen und ſein Ver-

ſailles haben. Aber war das in der That nur der Trieb der Nachahmung? Gewiß nicht. Die Zeit gab eben jedem dieſer kleinen oder großen Herren ſein Verſailles, wie unſere Zeit jeder Stadt ihren Bahnhof giebt, ihren zoologiſchen Garten und ihr Sommertheater. Die Jahrhunderte ſpiegeln ihren Geiſt ab durch die Art, wie ſie bauen, aber noch weit mehr durch das, was ſie bauen. Auf den Kuppeln dieſer Schlöſſer von Schönbrunn, Nymphenburg, Caſerta, Stupinigi ruht ein tieferer culturhiſtoriſcher Gedanke, als der an die Roccoco-Mode, welche Ludwig XIV. zur Herrſchaft gebracht, und die Sucht darin mit ihm zu wetteifern.

Stupinigi heißt das Verſailles Carl Emanuel's, des Sardenkönigs. Südlich von Turin liegt es, unfern von Montcalieri, in der Fläche, die der kleine Sangone durchfließt, in einer heißen, ſtaubigen Gegend, die eigentlich ſehr reizlos wäre, wenn ſie nicht die Ausſicht auf das prachtvolle Panorama hätte, die blauen, in ſchneeigen Gipfelzacken aufſteigenden Alpen, die cottiſchen, grauen und penniniſchen Alpen, welche nach drei Seiten hin, im Weſten, im Norden und im Oſten, den Horizont einrahmen.

An dieſer Stelle hatte ſich Carl Emanuel eben ſeinen königlichen Landſitz aufgebaut, ein hohes, weites, vielbewundertes Schloß, das vielgewanderte Leute das prächtigſte Europa's nannten, wenigſtens ſo lange ſie die Gäſte des Königs waren, und das ein mächtiger Park umgab, deſſen Lenôtre'ſche Stylcorrectheit gemildert wurde durch einen Anhauch auſoniſcher Schönheit, durch die immergrüne Vegetation der Pflanzen des Südens und durch italiſche Kunſt, die ihre weißen Marmorbilder inmitten dieſes Grüns geſtellt hatte.

Der geſammte Hof war in Stupinigi, die Geſandten von Frankreich und Oeſterreich waren als Gäſte dem Hofe gefolgt. „Ogni giorno festa", heißt es in Rom, und „ogni giorno festa" hieß es in dieſen ſchönen Frühlingstagen auch in Stupinigi. Das Feſt des heutigen Tages war ein Schäferſpiel im Geſchmack Guarini's geweſen, das man in dem Gartentheater des Parks aufgeführt hatte, zwiſchen Couliſſen von geſchorenen Lorbeerhecken, die Arkadien bedeuteten, mit Schäfern und Schäferinnen, die Hirtenſtäbe mit roſaſeidenen Bändern trugen, ihre Milch aus ſilbernen Schalen tranken, auf hohen rothen Abſätzen einherſchritten und

die Zierlichkeit ihrer ſeidenen Zwickelſtrümpfe und ihrer Gefühle, die Anmuth ihrer Taillen und ihrer Leidenſchaften zur vollen Befriedigung ihrer vornehmen Zuſchauerſchaft gezeigt und entwickelt hatten.

Nach dem Ende des Spiels flammten um das runde Baſſin mit den rauſchenden Waſſerkünſten des Neptunszuges und ſeiner Tritonen farbige Lampen auf, und die Hofgeſellſchaft erging ſich in dem dem Schloſſe naheliegenden Theile des Parks, deſſen Mittelpunkt eben dies Baſſin bildete. Nur zwei Männer, von denen der eine, der ältere, einen großen Stern auf der dunkellila-ſeidenen Robe trug, entfernten ſich von der Menge und wandelten langſam ſchlendernd eine Seitenallee hinab.

„Wie beklagenswerth iſt es,“ ſagte der ältere Herr, „daß die Natur weder mich noch Sie, mein lieber Kaunitz, zu einem Adonis geſchaffen hat, wie dieſen in roſa Tafft gehüllten Damöt, der eben alle Frauenherzen an ſich riß! Was thu' ich mit all Ihren diplomatiſchen Gaben, wir kommen um keines Haares Breite weiter damit. Einen Antinous hätten ſie mir in Wien zum Legationsrath mitgeben ſollen, der hätte dann im erſten Anlauf das Herz der Marquiſe von San Damiano erobert, und da die Mar-

quiſe das Herz des Königs lenkt, wie unſer Herr die Waſſerbäche . . .“

„So hätten wir doch nichts erreicht,“ fiel der jüngere Mann ein. „Sie wiſſen ja, Excellenz, wie eiferſüchtig der König ſeine Marquiſe bewacht und wie gerade die Partei verloren wäre, welche bei ihm in den Argwohn geriethe, zu eifrig ſeiner Geliebten den Hof zu machen, oder gar ſie verführen zu wollen, daß ſie ſich in ſeine Politik miſche. Darum,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „bedauern Sie nicht, Graf Traun, daß wir Beide keine Antinous ſind, worin Sie leider in betrübendſter Weiſe Recht haben!“

In der That, er hatte darin Recht. Graf Traun war eine mittelgroße, durchaus nicht feine oder durch künſtleriſches Ebenmaß der Glieder auffallende Geſtalt, mit einem ſehr ehrlichen guten Geſichte von entſchieden deutſchem Gepräge, bei dem man jedoch an die Frage, ob es häßlich oder ob es ſchön ſei, gar nicht dachte. Es war eben ein redliches Männergeſicht mit nichts, was es hätte auszeichnen können, als höchſtens ſehr lebhaften und ſehr klugen blauen Augen darin.

Der jüngere Begleiter, den der Geſandte Oeſterreichs Kaunitz nannte und der etwa 26 oder 27

Jahre zählen mochte, war freilich eine auffallendere Geſtalt, aber um ſie ſchön zu nennen, war ſie viel zu hager, zu ſchlangenhaft beweglich, und der dunkle Kopf mit den ſchwarzen feurigen Augen war dazu viel zu markirt, zu ſcharf gezeichnet; die Naſe groß und kühn geſchnitten, die Lippen ſchmal und fein, das ganze Geſicht, wenn auch nicht bleich und farblos, doch keineswegs von einem roſigen verklärenden Teint angehaucht — kurz, dieſer junge Legationsrath mochte ein ausgezeichneter Schüler Machiavelli's ſein und berufen, am grünen Tiſche eines Conferenzzimmers politiſche Siege zu erkämpfen, welche die Welt umgeſtalteten — vielleicht, wer weiß es, auch zu großen Siegen auf der Wahlſtatt eines Boudoirs berufen und wenigſtens ſehr im Stande, es ſich zuzutrauen; aber ſchön war Graf Kaunitz nicht!

Sie kamen an eine Steinbank, welche unter einer hohen Marmorſtatue, einer Nachbildung der farneſiſchen Flora, angebracht war, und Graf Traun ſetzte ſich hier. Der jüngere Mann nahm neben ihm Platz, und Beide ſchauten eine Weile die Allee hinab, welche ſie herangekommen, auf die unten luſtwandelnde Hofgeſellſchaft, die in den reichen,

buntſtrahlenden, aus Seide, Spitzen, Federn, Sammet, Goldborden und Stickereien beſtehenden Coſtümen wie eine von einer trunkenen Schneiderphantaſie zuſammengedichtete Welt ausſah und im Glanze der farbigen Lichtſtrahlen ein höchſt feſſelndes Bild darſtellte, deſſen Hintergrund das bis zur halben Höhe hinauf beleuchtete Schloß von Stupinigi mit all ſeinem ſo wohl zu einem ſolchen Bilde paſſenden architektoniſchen und mythologiſchen Schmucke bildete.

„Für's Erſte," fuhr Kaunitz zu ſprechen fort, „verbringen wir unſere Tage hier wenigſtens auf höchſt angenehme Weiſe. Seine Majeſtät von Sardinien liebt die Feſte . . ."

„Oder vielmehr die Frau Marquiſe von San Damiano liebt ſie," fiel Traun ein, „für Seine Majeſtät wäre der Ausdruck ‚liebt' ſchon viel zu leidenſchaftlich . . . und während wir hier die Zeit mit Hoffeſten vergeuden, harrt unſere theure Königin ſchmerzlich von Tag zu Tag auf gute Nachrichten von uns — auf die Entſcheidung deſſen, was eine Lebensfrage für Oeſterreich iſt. Ich fühle mich vollſtändig auf der Folter! Es iſt eine entſetzliche Geduldprobe, mit dieſem langſamen argwöhniſchen Monarchen verhandeln zu müſſen! Strengen Sie den

Scharfſinn an, Kaunitz, auf den Sie ſo eitel ſind, wir müſſen vorwärts kommen, vorwärts!"

„Vorwärts — ja freilich; aber wie? Auf geradem, ehrlichem Wege, indem wir dieſer ſardiniſchen Politik, die nie genug bekommen kann, Anerbietungen, Verheißungen machen? Was könnten wir bieten, das über die Anerbietungen des Franzoſen hinausginge! Der Baron de Breteuil wird immer bevollmächtigt ſein, noch einige Quadratmeilen, noch einige Vortheile, noch einige Thaler mehr zu bieten; und begeben wir uns auf das Feld der Intrigue, ſo ſcheitern wir an dem vorſichtigen, lang überlegenden und zähen Charakter Carl Emanuel's!"

„In der That, Carl Emanuel iſt nur zu ſehr der Sohn ſeines Vaters," fiel Traun ein, „das heißt, er iſt das genaue Widerſpiel von dieſem. Der Sohn des ritterlichen, heftigen, gewaltthätigen Victor Amadeus, der doch zuletzt nur das Spielzeug ſeiner ehrgeizigen Marquiſe von San Sebaſtiano war, mußte ein ſcheuer argwöhniſcher Mann werden; der Fürſt, der unter der Herrſchaft einer herzloſen und ehrgeizigen Geliebten des Vaters gelitten, mußte mißtrauiſch ſein gegen jeden Verſuch

ſeiner Geliebten, ſeinen Hof und ſeine Politik beeinfluſſen zu wollen . . ."

„Glauben Sie nicht, Excellenz, daß ihn die Marquiſe von San Damiano dennoch leitet, wie die Marquiſe von San Sebaſtiano ſeinen Vater leitete?"

„Nein, nein, es iſt ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen Beiden," verſetzte Traun. „Victor Amadeus liebte ſeine Marquiſe, er legte auf ihren Wunſch ſogar ſeine Krone nieder und dann verſuchte er auf ihren Wunſch, dieſe Krone ſeinem Sohne wieder aus den Händen zu nehmen, wofür ihn der ſanftmüthige Sohn hinter die vergitterten Fenſter von Rivoli ſperren ließ. Aber dieſer Sanftmüthige liebt Niemanden, und die Marquiſe von San Damiano iſt ihm nur eine angenehme Gewohnheit, ein ſeinem Königthum ziemender Luxus . . . doch, Kaunitz, an dieſes Verhältniß ließe ſich am Ende doch etwas anknüpfen, das uns förderte. . . ."

„Was meinen Sie, Excellenz?"

„Wenn wir auch einſehen, daß auf dieſem Wege, d. h. durch die Marcheſa, nichts zu gewinnen iſt, ließen ſich unſere Gegner nicht verleiten, auf dieſem Wege etwas zu ſuchen, um dadurch Alles zu verlieren?"

„Der Baron von Breteuil," entgegnete Kaunitz lächelnd, „iſt nicht mehr Adonis oder Antinous als wir Beiden auch! Aber als Franzoſe iſt er freilich eitler als wir . . . wenn es möglich wäre, ihm vorzuſpiegeln, die Marquiſe ſei ihm entgegengekommen . . ."

„Denken Sie darüber nach, Kaunitz, es muß Mittel und Wege geben, in dieſer Richtung etwas zu thun! Wenn Carl Emanuel auf den Verdacht geräth, der Baron von Breteuil mache ſeiner Marcheſa den Hof, um dadurch ihn zu gewinnen, ſo iſt Breteuil verloren!"

„Ich will darüber nachdenken, Excellenz," verſetzte Kaunitz, „noch in dieſer Nacht, wenn man mir Ruhe dazu läßt —"

„Und was ſtört denn die Ruhe Ihrer Nächte?"

„Was ſie ſtört? . . geheimnißvolle dunkle Stimmen, die ſich um die Mitternachtsſtunde hören laſſen und mir allerlei dunkle Dinge zuraunen. . ."

„Ah bah — doch nicht die Stimme Ihres Gewiſſens?" ſagte Traun auflachend.

„Nein, die nicht, die habe ich gewöhnt, mich nicht zu ſtören und mir nicht boshafter Weiſe meine diplomatiſche Carrière zu verderben. . ."

„Nun, es wird doch auch nicht ſpuken in dieſem funkelnagelneuen Schloß Stupinigi, das noch nach dem Tüncher riecht wie das ſardiniſche Königthum nach dem friſchen Firniß.“

„Ich weiß es nicht, was es iſt, aber ich hoffe, ich werde ihm noch dieſe Nacht auf die Spur kommen und Ihnen morgen mehr davon erzählen können . . . aber wer ſtört uns da?“

Beide wandten die Köpfe, weil ſie eilende Schritte hörten — ein hochgewachſener junger Mann vom echteſten piemonteſiſchen Typus, der ſich ſo ſcharf vom italieniſchen unterſcheidet und ſo viel mehr von nordiſchem Naturell und nordiſchem Weſen verräth, kam hinter ihnen aus dem Gebüſch daher und ſchritt an ihnen vorüber. Er trug die ſehr reiche, rothe, auf allen Nähten galonnirte Uniform der adeligen Hausgarden des Königs.

„Ah, Cavaliere,“ ſagte Kaunitz, während der junge Mann eine grüßende Verbeugung machte, „ich mache Ihnen mein Compliment. So eben noch bemerkte Graf Traun von Ihnen, daß Sie als Damöt im Schäferſpiel ausgeſehen wie ein Adonis und Ihre Rolle geſpielt wie ein junger Gott!“

„Der Herr Graf ſind ſehr gnädig,“ verſetzte

der Cavaliere, „und ich danke Seiner Excellenz von Herzen für eine ſo nachſichtige Aufnahme unſeres kleinen Dramas. . .“

„Sie waren in der That entzückend, Cavaliere,“ fiel hier Graf Traun ein, „aber ich ſehe, Sie haben ſehr geeilt, wieder in Ihre Uniform zu kommen . . . was hat Ihnen Damöt gethan, daß Sie ihn ſo ſchnell von ſich geworfen?“

„Der arme Damöt, der Ihnen doch ſo viele Bewunderung eingetragen,“ ſetzte Kaunitz neckend hinzu, „und wer weiß, vielleicht noch mehr, als bloße Bewunderung, denn in der That, Sie kommen da aus den dunklen Gebüſchen hervorgeeilt, wie ein glücklicher Knabe auf der Schmetterlingsjagd — auch die Schäferinnen haben Schmetterlingsherzen, wir kennen das . . . haben Sie das, dem Sie nachjagten, erhaſcht?“

Der junge Mann lachte fröhlich auf.

„O nein, ich habe nichts erhaſcht und auch nichts gejagt,“ ſagte er, „ich habe in meinem Pavillon mir mein Coſtüm gewechſelt und mich wieder in die Uniform geworfen, da ich Wachdienſt im Schloſſe habe und nur für die Stunden des Spiels einen

kleinen Urlaub hatte. Die Herren müſſen deshalb verzeihen, daß ich mich für jetzt verabſchiede!“

Er legte die Hand an den galonnirten Hut und eilte davon.

„Glückliche Jugend!“ ſagte Traun ihm nachblickend.

„Glücklich, ja — vielleicht ſogar ein wenig zu viel!“ fiel mit ſpöttiſchem Tone Kaunitz ein.

„Wenn man ſo ſchön, ſo harmlos, ſo mit ſich ſelbſt zufrieden iſt und eine ſo glänzende Uniform tragen darf, wie dieſer Cavaliere di Lucano — und das Alles an einem Hofe — welch' beneidenswerthes Loos!“

„Freilich,“ verſetzte Kaunitz, „wenn nur das Glück des guten Cavaliere nicht zu groß zu werden drohte!“

„Das heißt?“

„Er iſt aus einem und demſelben Orte mit der Marquiſe von San Damiano, durch ſie in ſein bevorrechtetes Corps gebracht, man ſpricht von einer beſonderen Huld für ihn, die ſie offen hervortreten läßt, von mehr als bloßer Jugendfreundſchaft für ihn . .“

„Dann allerdings könnte des Glücks für ihn

zu viel werden," antwortete Graf Traun lächelnd. „Aber kommen Sie, begeben wir uns zur Gesellschaft zurück, zu all' diesen bunten Fliegen, die da unten um die Lampen der Illumination schwärmen und summen. . ."

„Und zuweilen auch stechen!" rief lachend Kaunitz aus, indem er sich erhob und dem Chef der Gesandtschaft folgte.

III.

Ein paar Stunden später war Alles, was zu den „Spitzen" dieser glänzenden Gesellschaft gehörte oder die Ehre hatte, unter den eingeladenen Gästen des Königs zu sein, in dem ovalen großen Saal, welcher die Mitte des Schlosses einnahm, zur Abendtafel versammelt. Die Balconthüren standen weit geöffnet, und mit der lauen Nachtluft drangen die Düfte der Blüthen, das Rauschen der Wasserstrahlen, welche der Neptunszug in das große Bassin vor dem Schlosse schleuderte, in den weiten goldstrahlenden, taghell erleuchteten Saal.

Man vernahm dieses Rauschen sehr deutlich, denn die um das Mahl versammelte Gesellschaft

war weit davon entfernt, ſich einer lärmenden Fröhlichkeit hinzugeben und das Geräuſch zu verurſachen, welches ſonſt ein zahlreich beſetztes Banket begleitet. Nur der König ſprach laut, die ihm oben am Tiſche zunächſt Sitzenden unterhielten ſich halblaut, die weiter entfernt Sitzenden flüſterten, und Die, welche ganz unten waren, ſchwiegen — über der ganzen Verſammlung lag dämpfend das Gefühl der Ehrfurcht vor der Majeſtät, an deren Tiſche man ſich befand.

Zur Linken des Königs ſaß die Marquiſe von San Damiano, eine ſtattliche Dame von etwa dreißig Jahren, nicht gerade eine regelmäßige Schönheit, auch nicht mehr von jener Friſche, die den Frauen des Nordens ſo viel länger als denen des Südens eigen bleibt, aber anmuthig in ihren Bewegungen, und kokett dieſe Anmuth zeigend, wenn ſie die gepuderten Löckchen von ihren Schläfen zurückwarf, oder ein von ihrem Kopfputz niederhängendes Band mit der ſchmalen Hand über die bloße weißglänzende Achſel legte. Ihr zur Seite ſaß der Baron von Breteuil, der franzöſiſche Geſandte, und neben ihm eine auffallend hübſche junge Dame, aus deren dunklen Augen Feuer und Lebensluſt ſprüh-

ten — es war eine Nichte der Marcheſa, die den wohlklingenden Namen Bianca Pallavicini führte.

Zur andern Seite des Königs hatte der Graf Traun ſeinen Ehrenplatz gefunden, neben ihm eine franzöſiſche junge Dame, ein Fräulein von Boiſſac, das zur Familie des Barons von Breteuil gehörte; etwas weiter unten ſaß der Graf Kaunitz, der ſchönen Bianca ſchräg gegenüber, die er mit allem Geiſt, der ihm zu Gebote ſtand, zu unterhalten ſuchte.

Der König ſprach mit Traun über ſeine Korallenfiſchereien an den Küſten der Inſel Sardinien und von einer neuen Perlenfiſcherei, die er angelegt, und die Marcheſa von San Damiano zeigte ein mit ſchwarzen Perlen beſetztes Riechdöschen, das der König ihr geſchenkt hatte, — die Perlen waren die Ergebniſſe jener Fiſcherei. Während ihr Nachbar, der Baron von Breteuil, dieſe ſeltene Perlenart betrachtete, fügte ſie hinzu:

„Ich habe ſehr hübſche Perlen, ich liebe ſie ſo — aber es fehlt mir eine jener merkwürdigen Perlen, von denen ich gehört habe, ohne je eine zu Geſicht zu bekommen — die halb weiß und halb ſchwarz ſind . . . die Gräfin von Verua hat, ſo viel ich weiß, eine ſolche beſeſſen —“

„Sie irren, Marcheſa,“ fiel ihr der König in's Wort, „die Gräfin von Verua hat eine ſolche Perle nie beſeſſen; ſie kam aus Frankreich ſehr arm hier an, und ſolch eine Perle wäre allein ſchon ein Schatz geweſen . . .“

„In der That,“ bemerkte hier mit erhöhter Stimme Graf Kaunitz, dem keine Sylbe, welche oben am Tiſche geſprochen wurde, zu entgehen pflegte, „ſo viel ich weiß, giebt es nur Eine ſolche Perle in der Welt. Sie iſt ſo groß wie die Spitze des kleinen Fingers der Marcheſa — unten iſt ſie völlig ſchwarz, bis zur Mitte, wo die ſchwarze Farbe rein abgezirkelt aufhört; ein Haarbreit darüber zieht ſich ein ganz ſchmaler ſchwarzer Ring um die Mitte der Perle, und der obere Theil iſt völlig weiß. Man kann nichts Schöneres ſehen als dies unſchätzbare Juwel.“

„Und wer iſt der Glückliche, der dieſen einzigen Schatz beſitzt?“ fragte die Marcheſa.

„Seine Majeſtät der König von Frankreich,“ verſetzte Kaunitz. „Ich habe die Perle geſehen, als ich zuletzt in Paris war, im Schatze des Königs.“

„In der That?“ fragte der Baron von Breteuil. „Ich muß bekennen, daß ich ſie nie geſehen

habe. Sahſt Du ſie je, Aimée?“ wandte er ſich zu ſeiner Verwandten.

„Niemals, in der That,“ verſetzte dieſe, „aber ich meine davon reden gehört zu haben.“

„Es iſt eben ein neuer Beweis, wie Fremde an den Orten, die ſie beſuchen, immer mehr ſehen als die Einheimiſchen!“ bemerkte der Baron von Breteuil.

„So vergeſſen Sie ja nicht, ſie ſich zeigen zu laſſen, wenn Sie nach Paris heimkehren — ſie iſt in der That ſehr ſchön,“ ſagte Kaunitz.

„Und wie iſt ſie gefaßt?“

„Einfach als Tuchnadel.“

Es muß einen großen Werth haben, dies Bijou, um das der allerchriſtlichſte König zu beneiden iſt,“ ſagte die Marcheſa mit einem leiſen Seufzer der Begehrlichkeit; denn die Marcheſa liebte leidenſchaftlich Schmuck und Kleinode.

„Freilich, weil es einzig iſt, iſt es gar nicht zu ſchätzen, obwohl, was den allerchriſtlichſten König angeht, es fraglich bleibt, ob er ſelber um dies Beſitzthum weiß!“ fiel der Baron von Breteuil ein. „Wir haben ſo viel Derartiges im Kronſchatze . . . wer kann wiſſen, was Alles da iſt! Und ich für

mein Theil muß geſtehen, daß ich eine ganz weiße Perle von reinſter Farbe einem ſolchen Naturſpiel vorziehen würde."

„Aber bedenken Sie, Baron, daß ſie einzig iſt, daß, wer ſie beſitzt, ein Kleinod hat, welches Niemand auf der Erde mit ihm theilt."

„Und erhöht das die Freude an einem Beſitzthum, meine gnädigſte Marcheſa?" ſagte Traun hier lächelnd.

„Nun gewiß," antwortete die Marcheſa, „was man voraus hat, was man allein beſitzt, was beneidet macht, hat doch mehr Werth als das, was Alle haben!"

„Freilich, die Frauen denken ſo," entgegnete Traun.

„Und mit Recht," fiel der Baron von Breteuil ein, „man ſchätzt den Menſchen nach dem, was er vor Andern voraus hat."

„Ich meine mehr nach dem, was er mit guten Menſchen gemein hat," warf Graf Traun ein.

„Sie ſind ein Philoſoph, Graf Traun," ſagte hier der König ſpöttiſch . . . „denkt Ihr Attaché, Graf Kaunitz, auch ſo geläutert?"

„Majeſtät," verſetzte Kaunitz, „ſobald ich vor

andern Sterblichen ſo viel voraus haben werde, wie Seine Excellenz der erlauchte Chef meiner Legation, der berühmte Feldherr Graf Traun, werde ich vielleicht einverſtanden mit ihm ſein. Bis dahin bin ich der Anſicht des Herrn Barons von Breteuil . . .“

„Und der meinigen, Graf Kaunitz,“ fiel die Marcheſa ein, „ich danke Ihnen!“

„Nicht ganz der Ihrigen,“ fuhr Kaunitz fort. „Frauen wie die Marcheſa von San Damiano erhielten von der Natur ſo viel voraus durch das, was ſie ſind, daß ſie die Auszeichnung nicht durch das, was ſie haben, zu ſuchen brauchen!“

„Nun, wenn das iſt,“ verſetzte die Marcheſa geſchmeichelt und mit einer koketten Bewegung des Kopfes, „ſo will ich auch nicht mehr ſuchen eine ſchwarz-weiße Perle voraus zu haben . . . ich danke Ihnen für den Troſt, den Sie mir geben, Graf Kaunitz; und darum reden wir nicht länger von der ſchwarz-weißen Perle.“

Als nach einer Weile der König die Tafel aufgehoben hatte und gleich darauf ſich in ſeine Gemächer zurückzog, nahm Kaunitz eine Gelegenheit wahr, ſich dem Baron von Breteuil zu nähern.

„Dürfte ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten, Excellenz?“ ſagte er.

„Und welche, lieber Graf? verfügen Sie über mich.“

„Ich habe einen Brief an meinen Schneider in Paris geſchrieben, würden Sie erlauben, daß ich ihn dem Courier mitgebe, welchen Sie dieſe Nacht nach Paris abſenden werden? Ich werde ihn ungeſiegelt laſſen, damit Sie ſehen, er enthält keine Staatsgeheimniſſe . . .“

„Dem Courier, den ich abſenden werde?“

„Nun ja — noch dieſe Nacht! Verſtellen Sie ſich nicht, Excellenz!“

„Aber ich denke nicht daran. Woraus ſchließen Sie . . .“

„Daraus, daß Baron von Breteuil ein viel zu galanter Mann iſt, die glänzende Gelegenheit vorübergehen zu laſſen, welche ihm geboten wird, der Marquiſe von San Damiano den Hof zu machen. Halten Sie mich für einen ſo ſchlechten Diplomaten, um nicht bemerkt zu haben, wie ſehr Ihnen die ſchöne Marcheſa entgegenkommt, und um nicht den Verdacht zu hegen, daß, wenn ſie heute die Rede auf die berühmte Perle brachte . . . aber mein Gott, Sie verſtehen mich ja, Excellenz!“

„Ich verſtehe Sie durchaus nicht, Herr Graf!“

„Glauben Sie, die Marquiſe, welche ſich auf Edelſteine und Schmuck wie ein Juwelier verſteht, wüßte nicht, wo dies einzige Kleinod ſich befindet? In der That, ich gratulire Ihnen, Herr Baron. Sie machen Rieſenſchritte an dieſem Hofe, während man uns, fürchte ich, im Stillen für ein paar deutſche Profeſſoren anſieht, die reden, ohne weiterzukommen.“

Der Baron lächelte geſchmeichelt.

„Sie irren in Ihren Vorausſetzungen, Graf Kaunitz,“ ſagte er, „aber da das Schickſal will, daß wir hier Gegner ſind, iſt es nicht mein Intereſſe, Ihnen Ihre Irrthümer auszureden.“

„Und mein Brief?“

„Laſſen Sie ihn immerhin in meiner Wohnung abgeben — wenn er bis zu meiner nächſten Courierſendung warten kann, das heißt eine ziemliche Anzahl Tage!“

„Ich danke für die Erlaubniß und bin über die ſchnelle Beförderung meines Briefes ganz beruhigt,“ verſetzte lächelnd Graf Kaunitz und zog ſich vom Baron Breteuil zurück, um draußen auf dem Corridor den Grafen Traun einzuholen.

„Excellenz," flüſterte er dieſem zu, „ich bitte Sie, Befehle zu geben, daß ſich ſofort ein Courier bereit macht, nach Wien abzugehen."

„Und wozu, lieber Kaunitz?"

„Um die ſchwarz-weiße Perle zu holen."

„Die in Verſailles iſt . . . oder im Kronſchatze zu Paris?"

„Es iſt weder in Paris noch in Verſailles eine ſolche; die einzige, welche exiſtirt, iſt im Schatze unſerer Königin in Wien!"

„In Wien?"

„Pſt! ſprechen Sie nicht ſo laut, die Wände könnten Ohren haben."

„Aber weshalb . . ."

„Laſſen Sie mich machen, Excellenz . . . ich werde ſofort die Depeſche entwerfen, worin ich um dieſe Perle für unſere Zwecke bitte, und dann werde ich Eure Excellenz um Ihre Unterſchrift erſuchen. Ich bitte nur, daß der Courier in aller Stille abgehe, während ich ſchon dafür ſorgen werde, daß man erfährt, wie Baron Breteuil noch in dieſer Nacht einen Courier nach Paris abgeſandt habe, um ſie holen zu laſſen."

„Ah, ich ſehe, Sie wollen den Gedanken, den ich vorhin ausſprach, verfolgen. . .“

„In der That,“ entgegnete Kaunitz, „der Baron von Breteuil malt ſich ſchon den glücklichen Augenblick aus, wo er ſich durch ſie ruinirt. . .“

„Nun, Glück auf, ich werde für den Courier ſorgen!“ erwiderte lächelnd Traun.

IV.

Kaunitz begab ſich in das ihm angewieſene Gemach im Schloſſe, welches im zweiten Stockwerke lag, über den von der Marcheſa von San Damiano bewohnten Gemächern. Er fand die Wachskerzen auf ſeinem Schreibtiſche entzündet und ſeinen Diener auf ihn harrend, um ihm beim Auskleiden behülflich zu ſein.

„Haſt Du Dir die kleine Leiter verſchafft, Franz?“ fragte er halblaut den Wartenden.

„Sie ſteht bereits im Kamin,“ antwortete Franz, „auch habe ich die eine von den beiden Stangen ſo zurückgebogen, daß Ew. Gnaden ſchon werden durchſchlüpfen können.“

„Gut, ſo kannſt Du gehen, zum Auskleiden brauch' ich Dich nicht."

„Aber befehlen Ew. Gnaden nicht, daß ich bei Ihnen bleibe . . . man weiß doch nicht, was geſchehen könnte und wie Ew. Gnaden mich brauchten."

„Das heißt, Du biſt neugierig, Franz . . . das iſt eine ſchlechte Leidenſchaft! Wo iſt der ſchwarze Domino?"

Ein ſchwarzer Domino lag in der Ecke des Sophas. Franz holte ihn herbei und warf ihn ſeinem Herrn um.

„So, nun geh' und leg' Dich auf's Ohr!" ſagte dieſer.

Franz verbeugte ſich und gehorchte.

Als Kaunitz allein war, nahm er eines der Lichter und trat damit zu dem Kamin, in den er hineinleuchtete. Die eiſerne Klappe, welche jenen während der Sommermonate verſchloß, war aufgeſchlagen und hatte einer leichten, etwa acht Fuß langen Leiter Platz gemacht, die hineingeſchoben war trotz der zwei Querſtangen, die, in Mannshöhe angebracht, das Eindringen irgend eines unberufenen Schlotfahrers durch den Kamin in das Zimmer verhindern ſollten. Eine dieſer Stangen war auf ge-

waltſame Weiſe ſo weit zurückgebogen, daß ſie der Leiter Raum ließ uud daß eine ſchlanke Geſtalt neben ihr emporſteigen konnte, ein Experiment, welches der ſchmächtige junge Diplomat ſogleich verſuchte, und zwar mit dem beſten Erfolg. Er fand dann einen vortrefflichen Standpunkt auf den beiden Querſtangen.

„Wohin nicht eine gute Diplomatie muß kriechen können!“ ſagte er lächelnd für ſich und öffnete nun eine in der Höhe ſeiner Bruſt befindliche und in der Mauer des Schlots eingeſetzte kleine viereckige Thür von Eiſenblech, welche eine Verbindung mit dem Kaminſchlot des nächſten Zimmers herſtellte und zur Bequemlichkeit der Kaminfeger da angebracht war, die ſo in dem einen Schlot hinunter und in dem benachbarten wieder emporfahren konnten, ohne jedesmal eine Doppelreiſe machen zu müſſen.

Nachdem Kaunitz dieſe Thür ſo unhörbar wie ihm irgend möglich geöffnet hatte, lauſchte er eine Weile, ob er aus dem daneben liegenden Raume keine Stimme oder kein Geräuſch vernehme. Aber Alles war ſtill drüben und der Rauchfang völlig dunkel. Deshalb lehnte er die kleine Eiſenthür mög-

lichſt dicht an, ohne ſie zu ſchließen, und verließ ſeinen Lauſcherpoſten.

„Wir müſſen warten," ſagte er, als er wieder in ſeinem Zimmer ſtand und den Schmutz, der auf ihm hängen geblieben war, von ſeinem ſchwarzen Domino abſtäubte; dann warf er dieſen zur Seite und ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, um ſeine Depeſche zu beginnen.

Er mochte etwa eine Viertelſtunde geſchrieben haben, als er plötzlich aufhörte, ſich erhob und näher zum Kamin trat. Er vernahm ein Geräuſch, welches durch die von ihm geöffnete kleine Eiſenthür aus dem Nebenzimmer kommen mußte — ein Hin- und Hergehen und Anſtoßen von Möbeln, ein Hüſteln, ein Rauſchen wie von einem Kleide.

„Ah," ſagte Kaunitz leiſe für ſich hin und aus ſeiner Lauſcherſtellung neben dem Kamin ſich erhebend, „dacht' ich's doch ... es iſt eine Dame, von deren Nachtquartier dieſe Wand uns trennt, eine Dame! Aber hoffentlich keine, die um Mitternacht zum Schornſtein hinausfährt und dadurch den Rumor im Kamin macht, der mich ſo oft im Schlaf geſtört hat ... aber beſcheiden wir uns und warten die weitere Entwickelung ab."

Er ſetzte ſich wieder und begann abermals zu ſchreiben. Als die Depeſche fertig war, ſtand er auf und verließ ſein Zimmer, um ſie ſelbſt dem Grafen Traun zu überbringen. Er ſchritt dazu durch ein paar Vorzimmer, dann über einen kleinen Vorplatz und eine ſchmale Treppe hinab, die ihn in einen breiten und großen Corridor im erſten Stock brachte. In dieſem Corridor, an deſſen rechter Seite die Zimmer der Marcheſa von San Damiano lagen, pflegte eine Wache aufgeſtellt zu ſein, welche die Cavaliergarde wie alle Poſten im Innern der königlichen Wohnung zu beziehen hatte. Kaunitz bemerkte, daß ſie für heute Nacht zurückgezogen ſei, wenigſtens nahm er den ſonſt hier faſt immer auf- und abſchildernden Gardiſten nicht wahr; er wandte ſich jetzt in einen kleinen Seitengang links und trat hier durch eine Flügelthür in die Wohnung des öſterreichiſchen Geſandten ein. Nach kaum einer Viertelſtunde kehrte er zurück und begab ſich möglichſt lautlos wieder hinauf in ſein Zimmer. Als er es wieder betreten hatte und nun, in der Mitte deſſelben ſtehend, den Athem anhielt, um zu horchen, zuckte er leiſe zuſammen und ſchlich dann ſtill und völlig unhörbar zum Kamine.

„Unſer Spuk iſt da," flüſterte er für ſich, „und nun werden wir dieſen Rauchfang-Unterhaltungen hoffentlich auf die Spur kommen."

Er ging ſeinen Domino überzuwerfen und kletterte darauf ſtill auf der kleinen Leiter empor, und als ſein Kopf die Höhe der Eiſenthür erreicht hatte, legte er das Ohr an dieſe, die er unmerklich offen ſtehen gelaſſen. Gleich darauf aber zog er den Kopf wie unwillkürlich wieder zurück, betroffen von dem Klang einer Stimme, welche in dichteſter Nähe in dem Zwillingsrohre der Kamineſſe neben ihm in heiterem Tone die Worte ſprach:

„Ich habe eine vortreffliche engliſche Feile mitgebracht . . . ſoll ich beginnen?"

„Unterſteh' Dich!" antwortete aus der Tiefe des jenſeitigen Zimmers eine hellklingende Frauenſtimme heraus.

Kaunitz horchte geſpannt auf, etwas wie eine dämoniſche Freude hätte ihn faſt ein leiſes und doch verrätheriſches Ah! ausſtoßen laſſen; aber er beſann ſich und lauſchte weiter.

„Du biſt abſcheulich," fuhr die Stimme neben ihm — es war eine jugendliche Männerſtimme — fort. „Du biſt abſcheulich; Du liegſt warm und

weich gebettet in Deinen Kiſſen, und ich ſitze hier auf den zwei infernaliſchen Stangen, welche mich hindern, in Dein Zimmer zu kommen. . .“

„O, die Stangen ſind ganz gut,“ verſetzte die Stimme aus dem Zimmer; „wenn ſie nicht da wären, müßte man ſie ganz beſonders für Dich erfinden . . .“

„Boshaftes Geſchöpf, das Du biſt... und ich bin gewiß, wenn Du ſie erfunden, hätteſt Du ſie auch ſo mit den Kanten in die Höhe geſtellt, um das Sitzen darauf deſto angenehmer zu machen!“

Die Frauenſtimme unten ließ ein unterdrücktes Lachen vernehmen.

„Poverino!“ ſagte ſie dann, „wenn es ſo angenehm iſt, darauf zu ſitzen, weshalb kommſt Du dann . . . iſt es anſtändig, durch den Kamin zu jungen Mädchen hinabzuſteigen und ſie um ihre Nachtruhe zu bringen? Geh, ich will ſchlafen!“

„Nicht eher, als bis Du mir eine Antwort gegeben haſt . . . wirſt Du kommen oder nicht?“

„Nein!“

„So geh' ich nicht! Ich werde die ganze Nacht hier bleiben!“

„Meinethalben! Ich werde jetzt einſchlafen.“

„Einſchlafen . . . das wirſt Du nicht!“

„Weshalb nicht . . . glaubſt Du, ich fürchtete mich, weil ich weiß, daß eine große Fledermaus in meinem Kamin iſt?“

„Ich werde anfangen, die Stange zu durchfeilen!“

Dieſe Drohung ſchien zu wirken. Die Stimme von unten antwortete im bittenden Tone: „Gennaro, ich bitte Dich, geh jetzt . . .“

„Wirſt Du kommen?“

Aber ich kann ja nicht... meine Tante bewacht mich unausgeſetzt . . .“

„Während ſie Sieſta hält?“

„Es iſt nahe an ein Uhr,“ fuhr die Stimme unten fort; „die Ablöſung wird kommen und entdecken, daß Du nicht auf Deinem Poſten biſt!“

„Es iſt noch lange nicht ein Uhr, und die Ablöſung kommt erſt um zwei,“ lautete die Antwort. „Soll ich meine Feile hervorziehen?“

„Um Gotteswillen!“

„Wirſt Du kommen?“

„In den Pavillon? Nimmermehr... wenn man uns entdeckte! Wir wären für ewig unglücklich!“

„Wohin denn?“

„Läſtiger, abſcheulicher Menſch!“

„Daß ich das bin, weiß ich; ich möchte wiſſen, wohin Du kommen wirſt?“

„Willſt Du dann gehen?“

„Sogleich!“

„Nun wohl, da, wo ich heute Abend war, in den Gebüſchen hinter der Flora. Aber nun gehe auch!“

„Ich gehe ſchon. Aber gewiß, Bianca? Iſt es ganz gewiß?“

„Ich ſchwöre es Dir.“

„Dann leb wohl, anima mia, ſchlafe ſanft und träume ein wenig von mir, willſt Du?“

„Wenn Dir daran liegt, mir in meinen Träumen als Fledermaus, oder als Vampyr, oder als Dämon ſo ſchwarz wie ein Schlotfeger zu erſcheinen . . . weshalb nicht?“

„Bosheit! Schlaf wohl, Bianca!“

„Schlaf wohl, Gennaro!“

Gennaro machte eben Anſtalt, ſich von ſeinem unbequemen Sitze zu erheben und ſeine Luftreiſe nach oben anzutreten, als Kaunitz raſch ein paar Sproſſen ſeiner Leiter höher hinanſtieg, das eiſerne Thürchen aufriß, ſeinen Kopf hineinſteckte und mit dem freundlichſten Tone von der Welt ſagte:

„Signor Cavaliere, wollen Sie nicht Ihren Weg durch dieſes Loch hier und dann durch mein Zimmer nehmen ... es iſt viel bequemer ſo für Sie!“

Bei den erſten Lauten dieſer Stimme fuhr dem Signor Cavaliere ein Todesſchreck durch alle Glieder ... er blickte auf und ſah einen dicht über ihm aus der ſchwarzen Mauer ſich vorſtreckenden dunklen Kopf und zwei funkelnde Augen darin. Es war eine entſetzliche Ueberraſchung!

„Madre di Dio!“ hauchte er athemlos.

„Bitte, kommen Sie hierher,“ fuhr die freundliche Stimme unſeres Diplomaten fort.

„Herr,“ rief endlich der Cavaliere ſich ſammelnd und ein paar Mal tief Athem ſchöpfend aus ... „wie kommen Sie hierher — wo ſind Sie?“

„Mein Gott, was iſt — mit wem ſprichſt Du da, Gennaro?“ rief jetzt eine erſchrockene Frauenſtimme aus der Tiefe des Kamins.

„Beruhigen Sie ſich, Fräulein Bianca,“ rief Kaunitz zur Antwort hinab, „es iſt Niemand als Ihr Zimmernachbar, der ſich die Ehre nimmt, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen!“

„O santissima Vergine!“ rief es in der höchſten Angſt zurück.

„Herr, ich begreife nicht, wie Sie ſich unterſtehen können . . .“ ſagte jetzt in aufkochendem Zorn der Cavaliere; aber bevor er geendet hatte, fiel Kaunitz ein:

„Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß Sie es bequemer haben, wenn Sie durch dies Thürchen kriechen und durch mein Zimmer zurückkehren? Ich glaubte, Ihnen einen Dienſt zu leiſten . . .“

„Zum Teufel mit Ihrem Dienſt, ich —“

„Bitte, kommen Sie! ſagte Kaunitz jetzt ſehr beſtimmt, „ich muß darauf beſtehen, damit mir Gelegenheit werde, Ihnen meine Entſchuldigungen zu machen.“

„Ich brauche Ihre Entſchuldigungen nicht und . . .“

„Doch brauchen Sie vielleicht mein Stillſchweigen, Signor Cavaliere, und da ich dies an die Bedingung knüpfe, daß Sie meine freundliche Einladung annehmen, ſo werden Sie jetzt hier durch dieſe Maueröffnung ſteigen und herunter in mein Zimmer kommen!“

Dieſe letztere Bemerkung ſchien Eindruck auf den jungen Mann zu machen.

„Nun, meinethalb,“ ſagte er, und dann rief er hinunter: „Fürchten Sie nichts, Bianca, ich werde

in das Zimmer des Herrn gehen, und wir werden uns hoffentlich verständigen, so oder so . . . seien Sie ohne Sorgen um mich!"

„O mein Himmel, was wird daraus werden?" rief es halblaut von unten zurück, und währenddem hob sich der Oberkörper des Cavaliere durch die Maueröffnung.

„Sie können auch hier auf die Stangen treten und dann auf der Leiter niederkommen," sagte Kaunitz, der schon unten war, ein Licht herbeigeholt hatte und damit in den Kamin emporleuchtete.

Nach wenigen Augenblicken stand der junge Mann im Zimmer des Grafen Kaunitz. Auch er trug einen schwarzen Domino, der, als er von den Schultern zurückgeworfen wurde, eine reiche Scharlachuniform sehen ließ.

„Ebenfalls im Domino!" sagte Kaunitz lächelnd, während er den seinen zu Boden gleiten ließ. „Schade, daß uns kein Philologe sieht, er würde plötzlich entdecken, weshalb man solch ein Ding Chauve-souris nennt."

Dann stellte er den Leuchter auf einen kleinen Tisch vor dem Sopha und sagte mit einer Ver-

beugung und einer Stimme, deren Ironie nicht zu verkennen war:

„Haben Sie die Gnade, Platz zu nehmen, Herr Cavaliere di Lucano.“

„Ich würde vorziehen, mich sofort wieder auf meinen Posten begeben zu können,“ versetzte der Cavaliere im Tone eines kaum zu bewältigenden Aergers; „ich hoffe, Sie erlauben das, Herr Graf, da ich Ihnen ja den Willen gethan, diesen Weg zu wählen, und dagegen nun das Versprechen Ihrer Discretion habe . . .“

„Sie haben allerdings den ersten Schritt, sich diese zu sichern, gethan, Cavaliere, doch noch nicht das Gelübde derselben von mir erhalten. Bitte, gewähren Sie mir die Ehre Ihrer Anwesenheit noch für einige Minuten; setzen wir uns.“

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich durchaus keine Lust habe . . .“

„So sagen Sie mir freilich nichts; was ich mir nicht lebhaft vorstellen könnte,“ fiel ihm Kaunitz in's Wort, indem er sich ruhig setzte, während der junge Mann vor ihm stehen blieb; aber Sie wissen, Cavaliere: Necessità c'induce, e non diletto! und darum fügen Sie sich und . . . plaudern wir

ein wenig. Sie wiſſen, ich bin Diplomat und alſo etwas neugieriger Natur — wollen Sie die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten?"

„Herr Graf," antwortete der junge Mann auffahrend, „ich meine, Fragen zu ſtellen, dazu wäre zunächſt ich befugt. Ich begreife nicht, was Sie veranlaßt, ſich ſo in meine Geheimniſſe, die dazu nicht blos meine Geheimniſſe ſind, einzudrängen... ich muß Ihnen geſtehen, daß ich dieſe Ueberrumpelung ein wenig unritterlich finde..."

„Still, ſtill, Signor Cavaliere, machen Sie mich nicht zu Ihrem Feinde... wenn der König erführe, daß Sie Ihren Poſten verlaſſen haben, und die Frau Marcheſa von San Damiano, zu welchem Ende Sie dies thun... und wie Sie die ihrem Schutze anvertraute Signora Bianca um ihre Nachtruhe bringen — ſo wäre es für immer um Sie geſchehen... Sie ſehen ein, daß Sie mich zu Ihrem Freunde machen müſſen! Nicht wahr?"

„Und wollen Sie ſich dieſe Freundſchaft abkaufen laſſen... durch Bedingungen, die Sie daran knüpfen?"

„Allerdings, ich bin ſo unritterlich!"

„So reden Sie!“ verſetzte der Cavaliere, indem er ſich in tiefſtem Unmuth in einen Seſſel warf.

„Sie lieben die Nichte der Marcheſa?“

„Ja!“

„Und weshalb wählen Sie dieſe halsbrecheriſchen Wege, um ſie ſprechen zu können?“

„Halsbrecheriſch ſind ſie eben nicht,“ verſetzte der junge Mann mit einem ſtolzen Lächeln. „Auf dem Dachboden über uns iſt eben eine ſolche Mauer-öffnung und Thür im Schlot, wie die, durch welche ich in Ihr Zimmer geſtiegen bin, ſo daß man ſich ganz bequem hinablaſſen kann . . .“

„Und Ihr Savoyarden ſeid geborene Rauch-fangfahrer!“ rief Kaunitz lachend aus. „Aber was verhindert Sie, Ihre Neigung offen zu geſtehen und bei der Marcheſa um die Hand ihrer Nichte zu werben?“

„Die Marcheſa würde es nie zugeben!“

„Und weshalb nicht? Sind Sie nicht ein jun-ger Mann aus dem beſten Hauſe, wohlhabend, ja reich, ſo viel ich weiß, mit glänzenden Hoffnun-gen . . .?“

„Und dennoch würde ſie es nie zugeben!“

„Aber der Grund?“

„Weil ſie ein Weib iſt," verſetzte der Cavaliere mit einem Aufwerfen der Lippen, das unverkennbar den Ausdruck der Verachtung hatte.

„Ich verſtehe," ſagte Kaunitz mit einem ſchlauen Lächeln . . . „weil ſie ein Weib iſt! In der That, das iſt ſchlimm! Bianca wird alſo für's Erſte nicht die Ihrige werden — es ſei denn, daß ſich die Diplomatie, die allein über ‚Weiber' etwas vermag, in's Mittel legte!"

„Was wollen Sie damit andeuten?"

„Meinen Vorſatz, Ihnen zu helfen."

„Sie ſind ſehr gütig, aber . . ."

„Wenn ich nun Ihre Hülfe nicht will, wollen Sie ſagen . . .?"

„Das wollte ich allerdings!"

„So wollen Sie doch meine Freundſchaft und meine Discretion erkaufen — darüber waren wir einig."

„Ja, Ihre Discretion . . . nennen Sie Ihre Bedingungen, Herr Graf!"

„Wenn nun die erſte wäre, daß Sie ein wenig Ihren Groll gegen mich ſchwinden ließen und mit mehr Vertrauen auf meine Theilnahme für Ihre hoffnungsloſe Neigung bauten?"

„So würde ich dieſe Bedingung annehmen,“ ſagte der junge Mann nach einer Pauſe mit verändertem Ton, wie durch den warmen und aufrichtigen Ausdruck, mit dem Kaunitz geſprochen hatte, betroffen.

„Meine zweite Bedingung,“ fuhr Kaunitz fort, „iſt eine, die Ihnen ſchon etwas ſchwerer einzugehen ſein wird; aber was wollen Sie — ſie iſt unerläßlich — und Sie müſſen ſich darein fügen!“

„Nennen Sie dieſe ſchwere Bedingung . . . ſie wird nichts Unritterliches oder Unwürdiges enthalten, da Graf Kaunitz ſie mir ſtellt!“

„Nichts Unritterliches — gewiß nicht,“ fiel Kaunitz mit ironiſchem Lächeln ein, „nur ein Bischen Untreue und Verrath gegen Ihre Geliebte, und das verſtößt ja nicht gegen den Ehrencodex junger Ritter — Sie ſollen nämlich für die nächſten acht bis vierzehn Tage Ihre Bianca zu vergeſſen ſcheinen und Mademoiſelle Aimée de Briſſac, der Verwandten des Barons von Breteuil, auf Tod und Leben den Hof machen!“

„Iſt das Ihr Ernſt!“

„Meine Bedingung, an die ſich für Sie die Rettung aus einer ſehr verzweifelten Situation und — die Hand Bianca's knüpft.“

„Darf ich Bianca einweihen?"

„Nein, das dürfen Sie nicht. Ich werde Ihr Ehrenwort fordern, daß Sie ſchweigen! Nur unter dieſer Bedingung werde auch ich ſchweigen und für Sie wirken!"

Der Cavaliere ſchien mit ſich zu kämpfen.

„Sie fürchten Ihre Bianca zu verletzen, ihr den Schmerz der Eiferſucht zu machen," fuhr der junge Diplomat fort, „aber würde es Sie weniger ſchmerzen, wenn man Sie morgen als untreuen Soldaten, der ſeinen Poſten verlaſſen hat, in's Fort Bart oder Gott weiß wohin auf viele Jahre als Gefangenen ſendete?"

Die Geſichtszüge des Cavaliere zogen ſich zornig zuſammen, ſeine Augen ſprühten Blitze auf Kaunitz.

„Und Sie wären wirklich im Stande, mich zu denunciren?"

„Täuſchen Sie ſich darüber nicht, Cavaliere ... ich bin feſt entſchloſſen, das zu thun! Gewiß nicht aus Freude am Unheilſtiften; aber aus gebieteriſchen Gründen, die ich Ihnen nicht enthüllen kann und die Sie immerhin als mit meiner politiſchen Miſſion zuſammenhängend annehmen dürfen."

„Nun, dann bin ich freilich völlig in Ihrer Hand!"

„Allerdings, aber dieſe Hand wird Sie zu Ihrem Glücke führen, glauben Sie mir das! Alſo, hab' ich Ihr Wort? Wollen Sie thun, was ich verlange? Wollen Sie Demoiſelle de Briſſac mit einem Eifer den Hof machen, daß es die Geſellſchaft bemerkt, und wollen Sie die Gunſt der jungen Dame in einem Maße ſich zu ſichern ſuchen, daß Sie ihr ein Geſchenk anbieten dürfen?"

„Welches Geſchenk?"

„Nun, es wird ſich finden! Alſo, hab' ich Ihr Wort?"

„Kann ich Nein ſagen?"

„So geben Sie mir Ihr Wort — geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie thun wollen, was ich verlangt, und daß Sie Ihrer Bianca mit keiner Sylbe verrathen wollen . . ."

„Wie lange ſoll dieſe Schauſpielerei dauern?"

„Höchſtens vierzehn Tage, dann werden Sie der Bräutigam Bianca's ſein!"

„Sie ſagen das mit einer ſolchen Beſtimmtheit, Herr Graf . . ."

„Daß Sie beginnen mir zu glauben? Deſto beſſer! Deſto eifriger werden Sie Ihr glänzendes Talent, Rollen zu ſpielen, das wir heute bewun-

derten, entwickeln. Alſo ich habe Ihr Ehrenwort?"

„Sie haben mein Ehrenwort, Graf Kaunitz!"

„Nun, dann können wir uns als gute Freunde und Verbündete trennen. Ich darf nicht ſagen: Schlafen Sie wohl, Cavaliere, — nur: eilen Sie jetzt auf Ihren Poſten zurück und denken Sie nach, wo Sie ſich gleich morgen Mademoiſelle de Briſſac nähern können! Addio, Signore!"

Der junge Mann ſtand auf, verbeugte ſich leicht vor Kaunitz, und dieſer leuchtete ihm durch ſeine Vorzimmer. Als er zurückgekommen, lag ein triumphirendes Lächeln auf ſeinem Geſichte.

„In welch' vortreffliche Geſchichte hat ſich dieſer Kaminſpuk für uns aufgelöſt!" ſagte er, „und," ſetzte er leiſer und nach dem Kamin hin horchend hinzu . . . „welche liebenswürdige Nachbarin haben wir da entdeckt!"

V.

Es waren etwa zehn Tage verfloſſen. Der Cavaliere di Lucano hatte ſein Kaunitz gegebenes Wort erfüllt. Er hatte ſich dem franzöſiſchen Geſandten

zu nähern geſucht und hatte Mademoiſelle de Briſſac den Hof gemacht mit all der Lebhaftigkeit, womit ein junger Mann, deſſen Herz in anderen Banden liegt, einem jungen Mädchen die Cour machen kann, das ſehr hübſch, ſehr liebenswürdig und ſehr kokett iſt.

„Ich bin mit Ihnen ganz ausnehmend zufrieden," flüſterte ihm Kaunitz eines Abends zu, als er ihm im Abendcirkel des Königs begegnete. „Es ſcheint, Sie finden Ihre Rolle nicht ſo ſchwer, als es Ihnen im erſten Augenblicke vorkam! Wie ſollte man auch, wenn man für Rollen in Schäferſpielen berühmt iſt!"

„Die Rolle, welche Sie mir gegeben haben, iſt allerdings nicht ſo ſchwer," antwortete der Cavaliere mit einem mißmüthigen Lächeln. „Schwer dabei iſt nur, den vorwurfsvollen Augen Bianca's begegnen zu müſſen, und ihr nicht anders als mit verſtohlenem Achſelzucken und leidenſchaftlichen Blicken antworten und eine Erklärung geben zu können."

„Glauben Sie, daß Bianca eiferſüchtig iſt?"

„Wie ſollte ſie anders — ich bin wenigſtens eitel genug, es zu glauben, obwohl ich ſehe, daß Sie Alles aufbieten, ihr einen Erſatz für das plötzliche Aufhören meiner Huldigungen zu gewähren!"

Der junge Mann ſprach dieſe Worte mit einer Schärfe, deren Bedeutung Kaunitz nicht entging. Er erröthete leicht.

„Sie ſcherzen, Cavaliere," ſagte er, „wie könnte ich daran denken, Bianca Pallavicini einen Erſatz zu bieten für einen ſo glänzenden . . ."

„O, fügen Sie nicht auch noch Spott hinzu," fiel ihm der junge Mann in's Wort, „der ganze Hof ſieht es ja, wie auffällig oft Sie an ihrer Seite ſind und wie vortrefflich Sie Bianca zu unterhalten wiſſen!"

„Der ganze Hof hat eben nichts Beſſeres zu thun, als ſolchen Klatſch zu erfinden . . ."

„Nun, ſo laſſen wir den Hof aus dem Spiele; es iſt genug an dem, was ich ſelbſt mit eigenen Augen ſehe!"

„Sie täuſchen ſich, Cavaliere, Sie ſagten ja eben ſelbſt, daß Bianca Sie mit vorwurfsvollen Blicken verfolge."

„Mit vorwurfsvollen, die vielleicht auch ein wenig triumphirend ſagen: Sieh, wie raſch ich Dich vergeſſen und mein Herz einem Andern zu eigen gegeben habe . . . wer verſteht, was ſolche Frauenblicke ſagen!"

„Seien Sie ruhig, Cavaliere," verſetzte Kaunitz mit einem etwas verlegenen Lächeln, „ich habe Ihnen verſprochen, was ich für Sie thun wolle, und wiſſen Sie, ob ich dazu nicht auch der Beihülfe Bianca Pallavicini's bedarf und zu dem Ende mit ihr zu reden habe?"

„Nun, ſo will ich Ihnen trauen, aber dann bitte ich Sie, laſſen Sie das grauſame Spiel enden, Herr Graf. Ich bitte Sie dringend darum. Ich kann die Blicke Bianca's nicht länger ertragen, mögen ſie nun ausdrücken, was ſie wollen; und wenn das ſo fortgeht mit Aimée de Briſſac, wie ſoll ich das Verhältniß wieder löſen?"

„Fürchten Sie nichts, Cavaliere, nur noch einige Tage Geduld, nur noch wenige Tage. Und führen Sie noch heute Abend bei Fräulein von Briſſac eine Gelegenheit herbei, ihr ein Geſchenk machen zu können; gehen Sie eine Wette ein, die Sie verlieren . . ."

„Und welches Geſchenk ſoll ich ihr machen?"

„Eine hübſche Perle von einer ſeltenen Art, die ich Ihnen, ſobald wir in unſern Zimmern ſind, durch meinen Kammerdiener überſenden werde. Sie

hat einigen Werth, und Sie werden Ehre damit einlegen!"

„Aber wird ſie verſchweigen, daß ſie von mir kommt? und wenn Bianca erfährt . . ."

„Sie wird ſie zuerſt ihrem Verwandten, dem Geſandten, zeigen, und dieſer wird dafür ſorgen, daß ſie es verſchweigt . . . mein Wort darauf!"

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Still, ſtill, Sie kennen unſern Contract, Cavaliere, und müſſen mir folgen; ich will Ihnen auch den Troſt geben, daß Ihre Hauptaufgabe damit zu Ende iſt und daß ich Sie bald des Dienſtes bei Aimée von Briſſac entlaſſen werde; für jetzt aber müſſen Sie Ihre Rolle mit demſelben glänzenden Erfolg, wie bisher, weiter ſpielen; ſehen Sie nicht, wie die ſchöne Franzöſin Sie mit ihren Augen ſucht? gehen Sie zu ihr, gehen Sie, man darf uns nicht ſo lange zuſammen ſprechen ſehen."

Kaunitz wandte ſich ab, um zu einer nahen Gruppe von Herren zu treten, und der Cavaliere näherte ſich ziemlich mißmuthig dem Gegenſtande ſeiner Huldigungen.

Eine Weile darauf kam Graf Traun an Kaunitz vorübergeſchritten und da er ihn erblickte, winkte

er ihn zu ſich und trat mit ihm in eine Fenſterbrüſtung.

„Nun, wie weit ſind Sie mit Ihrer Intrigue, Kaunitz?“ ſagte der Graf. „Ich ſehe unſere Perle noch immer nicht an der Bruſt der Marcheſa und den Baron Breteuil noch immer ſo in der vollen Gunſt des Königs, daß er ihn eben zu ſeinem Spiele gezogen hat.“

„Wir müſſen eben Geduld haben, dafür ſind wir ja Deutſche,“ verſetzte lächelnd der junge Diplomat. „So viel kann ich Ihnen ſagen, daß Fräulein Aimée ohne Rückhalt in die Schlinge geht, welche wir ihrem Oheim legen.“

„Nun, das iſt etwas! Und weshalb ſollte ſie nicht? Dieſer Cavaliere di Lucano iſt der glänzendſte junge Mann am Hofe, der Erbe eines ſehr vornehmen und ſehr reichen Hauſes — und am Ende . . .“

„O, am Ende,“ fiel Kaunitz ein, „müſſen wir doch unſer Wort halten, und Sie wiſſen, daß dies auf eine andere Entwicklung der Dinge hinausläuft . . .“

„Allerdings, nach dem leichtſinnigen Verſprechen,

welches Sie gegeben haben; ich bin in der That gespannt darauf, wie Sie es lösen werden!"

Kaunitz lächelte selbstzufrieden, während er antwortete: „O gewiß, Excellenz, wir werden es lösen, zweifeln Sie nicht daran; während Sie die großen Staatsactionen durchführen, wird doch Ihr Attaché solch' eine kleine Partie zu Stande zu bringen wissen . . ."

„Nun, thun Sie Ihr Bestes . . . und vergessen Sie nicht, daß die Zeit drängt, daß man in Wien ungeduldig wird und daß man die Perle dort nur hergegeben hat in der Voraussetzung, daß wir mit diesem hohen Preise einen vortheilhaften Handel machen!"

Der Graf verließ seinen Attaché und mischte sich in die Gesellschaft.

Kaunitz blieb, nachdem Graf Traun zur Gesellschaft zurückgekehrt war, in der Fensternische stehen, und jetzt verdüsterte sich in eigenthümlicher Weise sein scharf geschnittenes markirtes Gesicht.

„Der in seiner eigenen Schlinge gefangene Fuchs,' oder ‚Spiele nicht mit dem Feuer,' oder ‚Diplomatenlist und Weiberlist' — lauter vortreffliche Titel zu der kleinen Novelle, in welcher ich hier die Rolle

des Intriguants ſpiele," flüſterte er vor ſich hin. „Ich hätte nie gedacht, daß es ſo gefährlich iſt, eine hübſche Zimmernachbarin zu haben! Daß man dann den ganzen Tag an ſie denken, auf ihre Bewegungen lauſchen muß! Und jetzt . . . o, wenn ich dieſer ſchönen, reizenden Bianca nur einen Augenblick in's Herz ſehen könnte! Läßt ſie ſich meine Huldigungen gefallen, weil ſie eben Gefallen daran findet, weil ſie ihren treuloſen Gennaro vergeſſen will? Das ſchwerlich. Aber vielleicht weil ſie ihn ärgern, weil ſie ihm zeigen will, daß ſie ſich nichts aus ſeiner Treuloſigkeit macht; wenn es auch das nur wäre, damit hätt' ich ſchon viel, hätt' ich Alles gewonnen! Vielleicht aber auch nur, weil ſie weiß, daß ich ihr Zimmernachbar bin, weil ſie mich anlocken will, um endlich, wenn ich zu ihrem willenloſen Sclaven geworden, zu erfahren, was zwiſchen mir und ihrem Gennaro in jener Nacht vorgefallen iſt . . . blos deshalb — und das, fürcht' ich, iſt das ganze Geheimniß ihrer Gunſt — und wahrhaftig, es wäre verzweifelt demüthigend für mich! Was ſoll ich jetzt thun? Soll ich den Plan verfolgen, um deſſen willen ich mich ihr urſprünglich näherte? Soll ich, wenn der Baron Breteuil der Marcheſa die Perle,

die ich ihm in die Hände ſpielte, mit franzöſiſchem Großthun überreicht hat, Bianca zum König ſchicken, damit ſie ſich über ſeine Intriguen beklage und dem König, der dann ohnehin gereizt genug ſein wird, erzähle, wie Breteuil ihren Geliebten durch ſeine Nichte an ſich gezogen habe, um durch dieſen glänzenden Cavaliere auf die Marcheſa wirken zu können, die ihn ſo auffallend bevorzuge? Gewiß, der König wird wüthend werden über die franzöſiſche Diplomatie und die böſen Gedanken, welche dieſe von ſeiner Marcheſa hegt, als ob ſie ſich beſtechen laſſe, als ob ſie, ſeine Geliebte, von dieſem Gennaro geleitet werden könne und als ob er, der König, Weiber ſich in ſeine politiſchen Entſchlüſſe miſchen laſſe — der Franzoſe iſt verloren, das iſt ſicher . . . und die Marcheſa wird erſchrocken ſein, daß man ihre Neigung für Gennaro entdeckt hat, und eine Verbindung Gennaro's mit Bianca auf's Aeußerſte beeilen!"

Kaunitz lispelte dieſe Betrachtungen für ſich hin, aber es ſchien der Gedanke des Siegs, bei welchem er inne hielt, ihn keineswegs mit großer Freude zu erfüllen. Er ſah im Gegentheil ziemlich niedergeſchlagen und ſtarr auf den Boden, bis er nach

einer Weile, wie plötzlich aus ſeinem Träumen auf-fahrend, leiſe für ſich ausrief: „Thörichte und ſündige Gedanken . . . bleiben wir bei unſerem Plan und deshalb handeln wir!“

Er ſuchte Bianca Pallavicini auf, die er in dem anſtoßendem Salon fand, wo ein Kreis von Damen um die Marcheſa von San Damiano ver-ſammelt war. Sie ſaß neben einer anderen Dame in einer Canſeuſe, und auf einem Tabouret neben ihr ſaß Aimée von Briſſac.

Kaunitz trat unbemerkt, wie er glaubte, in ihre Nähe, um etwas von dem höchſt lebhaften Geſpräch aufzufangen in welches er die jungen Damen ver-tieft fand und das, wie es nach dem Tone der Reden-den ſchien, etwas von einer gereizten Debatte hatte.

„Sie waren nie in Paris und behaupten das ſo ſicher?“ ſagte eben Aimée.

„Warum ſollt' ich nicht?“ fiel Bianca ein, „wenn ich auch nie in Paris war und nie hinzugehen be-abſichtige!“

„So ſehr ſteht es bei Ihnen in Ungnade?“

„Ich wüßte nicht, weshalb man ſich die Mühe geben ſollte, es aufzuſuchen, wenn man Italien hat!“ erwiderte Bianca.

„Italien — Italien iſt ſehr ſchön, wer leugnet das," verſetzte Fräulein von Briſſac, aber was in Italien erſetzt die Pariſer Geſellſchaft?"

Bianca lächelte — faſt ſpöttiſch; dann ſagte ſie: „Braucht man nach Paris zu gehen, um ſie zu haben? Sie iſt überall und will überall ihren Ton, ihre Manieren, ihre Moden vorſchreiben, überall herrſchen . . ."

„Nun ja, ſie iſt einmal das Vorbild des guten Tons und der Moden," entgegnete Aimée mit ſelbſtbewußtem Aufwerfen des Kopfes; „woher wollen Sie dieſe ſonſt holen, Ihre Umgangsformen, Ihre Moden — doch nicht etwa aus Deutſchland . . . aus Wien?" ſetzte ſie mit anzüglichem Tone hinzu.

„Italien iſt groß und gebildet genug, es braucht kein Vorbild und keine Lehrmeiſter," verſetzte Bianca ſehr ſcharf und zornig, „aber wenn es ſie brauchte, thäte es gewiß klüger, ſich an die Deutſchen zu halten; ich finde die Deutſchen jedenfalls weniger eroberungsſüchtig, ja ehrlicher und liebenswürdiger als die Franzoſen . . . hab' ich nicht Recht, Graf Kaunitz?" wandte ſie ſich plötzlich an dieſen, indem ſie den Kopf zurückwarf und ihn herbeiwinkte. „Stehen Sie mir bei gegen die franzöſiſche Eroberungsluſt!"

Digitized by Google

ſetzte ſie mit einem bitteren Blick auf ihre Gegnerin hinzu.

„Das iſt meine Lebensaufgabe, Signora Bianca,“ verſetzte Kaunitz, eifrig herbeieilend, „und Sie ſehen mich bereit, Ihnen mit allen meinen Streitkräften gegen dieſe abſcheuliche Eroberungsluſt, die ſchon ſo viel Kriege angefangen hat, zu Hülfe zu kommen.“

„Wenn Sie einen ſolchen Bundesgenoſſen zu Hülfe nehmen, dann iſt's freilich Zeit, daß Frankreich ſich zurückzieht und Italien dem Glücke dieſes Bündniſſes überläßt,“ ſagte Aimée ſpöttiſch, indem ſie aufſtand und die beiden jungen Damen auf der Cauſeuſe verließ.

„Hochmüthiges Geſchöpf!“ murmelte Bianca, während Kaunitz das Tabouret einnahm, das Aimée von Briſſac verlaſſen hatte.

„Ich bin gerührt von dem Guten, was Sie eben von den Deutſchen geſagt haben,“ flüſterte Kaunitz Bianca zu, ſo, daß es die Nachbarin des jungen Mädchens nicht verſtehen konnte, „es macht mich froher, als ich Ihnen ſagen kann . . . Bianca, wollen Sie mich wirklich zu Ihrem Bundesgenoſſen annehmen?“

Bianca wechſelte einen Augenblick die Farbe,

dann ſagte ſie mit einer koketten Kopfbewegung lächelnd: „Wozu hätt' ich einen Bundesgenoſſen nöthig? . .“

„Wenn Sie ihn aber nöthig hätten, wäre dann nicht ein Deutſcher der beſte, weil er der treueſte iſt?“

„Auch der treueſte hat ſeine egoiſtiſchen Abſichten . . . das Beſte iſt, keinen brauchen!“

„Brauchen Sie nicht einen, wenn auch nur um ſich zu rächen?“

„Will ich das?“

„Seien wir offen, Bianca . . . ich ſchwöre Ihnen, daß Sie mir vertrauen können.“

„Daß ich das glaube, habe ich Ihnen ſchon gezeigt . . . Sie ſehen, daß ich Sie nicht fürchte!“

„Und daß Sie das nicht thun, trotz jenes Abends, der Sie ſo in Schrecken ſetzte, daß Sie auf meine ehrliche Discretion bauen, das eben macht mich Ihnen ſo dankbar, und noch einmal: ich trage Ihnen die ehrlichſte Bundesgenoſſenſchaft an. Aber egoiſtiſch bin ich freilich dabei, ich wünſche, daß die Bundesgenoſſenſchaft mit einem kleinen Dienſte beginne, den Sie mir leiſten!“

„Und worin beſtände der?

„Erinnern Sie ſich des neulichen Geſprächs an

der Abendtafel des Königs über eine doppeltgefärbte Perle?"

„O ja, sehr wohl!"

„Nun wohl, ich habe Gründe anzunehmen, daß der Baron von Breteuil eine solche Perle, die einzige, welche, wie man sagt, vorhanden ist, morgen Ihrer Tante, der Marchesa von San Damiano zum Geschenk machen wird."

„In der That?"

„Ich glaube es, und es liegt mir viel daran zu erfahren, ob es geschehen oder nicht. Fragen Sie mich nicht nach den Gründen, weshalb — es ist zu lang, es hier auseinander zu setzen. Wollen Sie mir verstatten, morgen Abend zu Ihnen zu kommen, um es von Ihnen zu erfahren?"

„Morgen Abend? Ich werde Sie morgen nicht sehen, Herr Graf, es ist keinerlei Hoffestlichkeit angesagt, die mir Gelegenheit gäbe, Sie zu sehen!"

„Freilich — aber sind wir nicht Zimmernachbarn . . ."

„Mein Gott, Sie wollen doch nicht sagen . . .!"

„Bianca!" flüsterte Kaunitz im bestechendsten, flehendsten Tone, „nur ein einziges Mal lassen Sie

mich es benutzen, daß wir Zimmernachbarn ſind — nur ein Mal, und dann nie wieder!“

„Wenn Sie es wagten!“ ſagte ſie wie drohend.

„Nur dazu, daß Sie mir die kurze Nachricht geben!“

„Ich würde es Ihnen nie, niemals verzeihen!“

„Und wenn ich nun doch käme?“

„Ich verſichere Sie, ich machte Lärm im ganzen Schloſſe.“

„Grauſame . . . und Sie wollen mir die Auskunft, um welche ich Sie bitte, nicht geben?“

„Ich will ſie Ihnen geben, aber nicht ſo . . . ich will Ihnen ſchreiben — wenn es mir irgend möglich iſt, das Billet Ihnen zukommen zu laſſen, ohne daß man es entdeckt!“

„So danke ich Ihnen wenigſtens dafür,“ ſagte Kaunitz und wollte noch etwas hinzufügen, als Bianca plötzlich aufſtand und mit den raſch geflüſterten Worten: „Die Marcheſa winkt mir!“ ihn verließ.

Er ſchaute ihr mit Blicken nach, in denen ſeine ganze Seele lag . . . es war gut, daß Cavaliere Gennaro ſie nicht beobachtete, dieſe Blicke; er würde ſchwerlich beruhigt geweſen ſein, wenn er auch den Stoßſeufzer vernommen hätte, den Kaunitz, ſich end-

lich abwendend, vor ſich hinflüſterte: „Mein Gott, ich würde ja der ſchwärzeſte Verräther ſein, den es auf der Welt gäbe!“

VI.

Es war in ſpäter Abendſtunde des folgenden Tages. Unſer junger Diplomat ging gedankenvoll in ſeinem Zimmer auf und ab. Zuweilen blieb er in der Gegend des Kamins ſtehen und lauſchte. Dann, wenn er wahrgenommen, daß Alles da drüben noch ſtill ſei, ſetzte er ſeine Wanderung fort. Von Zeit zu Zeit blickte er auf ſeine Uhr.

Er war offenbar in großer Aufregung — in großer Spannung. Seine Zimmernachbarin hatte, ſeitdem er ſich ihr genähert, urſprünglich nur um ſie zu ſeinem Plane zu benutzen, einen von Tag zu Tag ſteigenden Eindruck auf ihn gemacht. Wir ſehen, wie verhängnißvoll er es gefunden, wenn man eine ſchöne und anmuthige Wandnachbarin hat — man ſieht täglich von früh bis ſpät die abſcheuliche trennende Wand und dann natürlich, mit den Augen des Geiſtes, auch von früh bis ſpät das, was hinter dieſer Wand ſich bewegt. Man lauſcht,

man hört leiſe ihre Stimme herüberſchwirren, wenn ſie ſpricht, kurz, man hört nicht auf, an ſie zu denken — und denken iſt gefährlich! Und nun gar, wenn die Nachbarin iſt wie Bianca Pallavicini... die ſchöne Bianca mit dem hinreißenden Lächeln, der glockenhellen Stimme, mit ihrer friſchen, lebhaften Natürlichkeit, in die ſich doch ſo viel anmuthige Koketterie miſchte, gerade hinreichend, um einen jungen Mann wie Kaunitz zu entzücken, der viel zu wenig Novize war, ſich viel zu viel in der „Geſellſchaft“ bewegt hatte, um eine Schönheit ohne alle Koketterie pikant und begehrenswerth zu finden.

Kurz, er hatte mit Feuer geſpielt und ſich daran ein wenig verbrannt, und daher ſeine Aufregung und ſeine quälenden Zweifel. Was ſollte er thun? Sie hatte ihm nicht geſchrieben. War das nicht wie eine offenbare Aufforderung, zu dem Kaminrendezvous zu kommen? Und wenn es das war, lag dann nicht auch darin, daß es ihm in der That gelungen, Bianca für ihren Verluſt zu tröſten, für dieſen Nobelgardiſten, dieſen flatterhaften Damöt, der, ſo ſchön er ſelbſt auch, ſo glänzend ſein Aeußeres ſein mochte, doch an Geiſt und Bildung ſo weit hinter ihm zurückſtand — ſo himmelweit... Kaunitz

war nicht der Mann, der Anſtand genommen hätte, es ſich ſo beſtimmt auszuſprechen, wie ſehr er dieſen bevorzugten Jüngling übertraf — er war eben derſelbe Kaunitz, der ſpäter, als er der große Fürſt Kaunitz geworden, ſeine Selbſtbewunderung noch viel lauter und unumwundener ausſprach. Gewiß, Bianca konnte nicht anders als in ſeiner Neigung mehr als einen Erſatz für ihren Cavaliere Gennaro gefunden zu haben . . . wer weiß, vielleicht hatte ihre Neigung für dieſen auch zum Theil nur in dem echt frauenhaften Vergnügen gewurzelt, ihrer Tante, deren Schwäche für den jungen Mann ſie ja kannte und beobachtete, ihn abſpänſtig zu machen. . .

Aber auf der anderen Seite die Gewiſſensſcrupel, der Verrath an Gennaro und die Frage, was aus der Intrigue werden ſolle, die er eingefädelt, in die er bereits ſeinen Geſandten, den Grafen Traun, eingeweiht hatte, die es nun auch eine Ehrenſache war durchzuführen . . . eine höchſt wichtige Sache obendrein noch, auch wenn nicht ein ſo koſtbares Kleinod, wie jene von Wien herübergeſandte Perle, eine Rolle dabei geſpielt hätte!

Doch, genau betrachtet, ſagte ſich unſer Diplomat, brauchte ihn das nicht zu hindern, bei Bianca ſein

Glück zu verfolgen — hatte er erſt völlig Bianca's Herz erobert, dann konnte er ja vielleicht mit ihrer Hülfe ſein Spiel auch ſo zu Ende ſpielen — er konnte ihr ſagen: nur wenn Frieden bleibt zwiſchen meinem Vaterlande und Deinem, iſt eine Hoffnung der Verbindung für uns da, ſonſt nicht . . . hilf mir, daß ſich unſere Herrſcher verbinden, damit wir es können. . .

Und ſo war er — wie jetzt oft ſchon — an dem Kamin lauſchend ſtehen geblieben, um zu horchen, ob Bianca nicht drüben in ihrem Zimmer ſei . . . ſie mußte da ſein, denn es war längſt die Stunde vorüber, in welcher ſie gewöhnlich aus den Wohnräumen ihrer Tante zurückzukehren und ſich zur Ruhe zu begeben pflegte.

Er verlor endlich die Geduld. Vielleicht war ſie ſchon da, vielleicht hatte er ihr Kommen überhört — er griff nach ſeinem ſchwarzen Domino und trat unter den Kamin. Um ſeinen Bedienten nicht in ſeine abermalige Expedition einzuweihen, hatte er die Leiter nicht verlangt, ſondern einen Lehnſeſſel mit hohem Rücken unter den Kamin geſtellt, und mit Hülfe deſſelben gelang es ihm leicht, auf die Stangen zu kommen. Auf dieſen ſtehend

öffnete er die Eisenthüre und lauschte hindurch; aber erschrocken hielt er sogleich auch den Athem an ... es war ihm, als vernehme er aus dem Zimmer unten ein schweres Athemholen, ein leises Schluchzen dazwischen.

Rasch, geschmeidig wie ein Wiesel, schlüpfte Kaunitz jetzt durch die Maueröffnung und stand nach wenigen Augenblicken auf den Stangen in dem jenseitigen Rauchfang, die ihm verwehrten, bis auf den Boden des Zimmers niederzufahren — aber bevor er nur festen Fuß gefaßt, hörte er einen leisen Aufschrei des Schreckens und den unterdrückten Ruf:

„O mein Gott! — wer ist da ... Sie sind's ... Sie sind's wirklich?"

„Beruhigen Sie sich, Bianca," versetzte Kaunitz sich tief nach unten beugend. ..

„Himmel, wie konnten Sie's wagen ..."

„Bianca ... verzeihen Sie mir ... aber ich muß mit Ihnen reden ... ich muß es ... und Sie müssen mich anhören — doch zuerst sagen Sie mir, was ist geschehen ... täuschte ich mich, oder ist es in der That so ... ich hörte Sie schluchzen?"

„Sollt' ich denn nicht weinen ... ich bin ja

das elendeſte, das unglücklichſte Geſchöpf unter der Sonne!"

„Sie, Bianca? . . . mein Gott, ſo ſprechen Sie, was iſt Ihnen? was iſt vorgefallen?"

Bianca antwortete diesmal nur mit einem erneuten heftigen Schluchzen, dann erſtarb dies in völlige Stille, als ob ſie den Kopf in den Kiſſen des Bettes, in dem ſie längſt Ruhe geſucht, ohne ſie finden zu können, berge und vergraben habe.

„Ich bitte Sie um Alles, was Ihnen heilig iſt, reden Sie, Bianca," rief Kaunitz jetzt in großem Schrecken und großer Bekümmerniß aus; das Mitleid mit ihr, die Noth um ihren Schmerz machte all ſeinem inneren Schwanken ein Ende. „Was," fuhr er fort, „was ein Mann thun kann, um Ihren Kummer zu lindern, um Ihnen beizuſtehen, das werde ich thun, Bianca; ich fühle Kraft, mit der Welt zu ringen, das Unmögliche möglich zu machen, wenn es um Ihretwegen iſt, der Gedanke an Sie wird meine Mittel verzehn-, verhundertfachen . . . o Bianca, was könnt' ich um Ihretwillen nicht vollbringen, was für Sie nicht erreichen, und wenn mein Preis auch nur ein freundliches Lächeln von Ihnen wäre, ich würde das Leben daran ſetzen,

weil . . . weil ich Sie liebe, Bianca — liebe, wie ich nie eine Sterbliche geliebt habe!"

Kaunitz erhielt auf dieſe in haſtigſter Weiſe, in furchtbarſter Erregung hervorgeſtoßenen Worte keine Antwort.

„O, ſo ſprechen Sie doch, Bianca, hören Sie doch, was ein Herz, dem Sie eine Gluth wahnſinniger Leidenſchaft eingeflößt haben, zu Ihnen ſpricht — Bianca, hören Sie mich . . ."

Diesmal erfolgte eine Antwort. Kaunitz hörte, wie Bianca aus ihrem Kiſſen emporfuhr, und dann rief ſie in leidenſchaftlichem Zorn aus:

„Verräther — abſcheulicher Verräther — ich wollte, was Sie ſprechen, erſtickte Sie; ich wollte, es flammte ein halber Wald im Kamin und Sie, auf Ihren Stangen da drüben, würden geröſtet!"

„Bianca!" rief Kaunitz aus, mit einem Tone, wie niemals der Ton einer Menſchenlippe deutlicher Ueberraſchung ausgedrückt hat.

Gewiß, es war wohl nie eine Liebeserklärung in einer ſeltſameren Situation gemacht. Aber auf eine unerwartetere Antwort war auch wohl nie eine geſtoßen . . . Bianca wünſchte ihn ohne weiteres

den Flammen übergeben — mehr Waſſer konnte auf ſeine Liebesgluth nicht geſchüttet werden!

„Bianca," ſagte Kaunitz, „um's Himmels willen ſagen Sie mir, welche Antwort iſt dies! was hab' ich gethan, um Sie ſo zu empören? reden Sie doch endlich, was geſchehen iſt!"

„Sie ſind ein Verräther, o, ein ganz abſcheulicher Verräther, ein Ungeheuer . . . Sie, nur Sie ſind an Allem ſchuld . . . es iſt ein abſcheuliches Complott von Ihnen, Sie entſetzlicher Menſch, Sie Böſewicht Sie!"

Bianca ſprudelte dieſe Worte mit ſüdlicher Zornesgluth hervor und ſchluchzte dann wieder laut auf, ihren Kopf in den Kiſſen verbergend.

„Bianca, hören Sie mich," ſagte Kaunitz nach einer Pauſe, die er bedurft hatte, ſich zu faſſen. „Wenn ich wirklich ein Verräther und ein hölliſcher Böſewicht bin, ſo verdiene ich doch, meine ich, die Strafe, daß Sie mir zeigen, wie ſehr Sie mich durchſchaut haben und wie groß meine Schuld iſt . . ."

„Wie ſehr ich Sie durchſchaut habe?" fuhr Bianca auf. „Alles hab' ich durchſchaut, Sie haben den armen Gennaro verleitet, um ihn von mir zu entfernen, um mich gegen ihn zu empören, um

dann ſeine Stelle bei mir einzunehmen, um dann mir Ihre abſcheulichen Liebeserklärungen zu machen... o, ich habe es geahnt, als Gennaro gleich nach dem Abende, wo Sie in Ihrem Kamin da den tückiſchen Spion machten, mich mied, und dann gleich darauf begann, der abſcheulichen Franzöſin den Hof zu machen und Sie ſich ſo auffallend mir näherten... o, ich habe es geahnt, und deshalb hab' ich mir alle Ihre ſchönen Redensarten gefallen laſſen und all' Ihre verrätheriſchen Galanterien, ich wollte dahinter kommen, was es bedeute, ich wollte endlich aus Ihnen herauslocken, welches Spiel Sie mit Gennaro geſpielt . . ."

„Alſo deshalb!" ſagte mit einem tiefen Seufzer und ſehr zerknirſcht Kaunitz.

„Aber jetzt, jetzt weiß ich Alles, jetzt, wo es zu ſpät, wo das Unglück da iſt, und jetzt ſag' ich Ihnen, daß ich Sie haſſe, Sie verabſcheue, Sie tödten möchte . . ."

„Sie ſind im beſten Zuge, mich zu tödten," ſagte der junge Diplomat nach einer Pauſe ſehr kleinlaut, „durch alles das, was Sie mir ſagen, mir, der doch gründlich unſchuldig iſt! Aber nur um das Eine bitte ich Sie noch, Sie reden von

einem Unglück, ſagen Sie mir doch nur in zwei Worten, was denn eigentlich geſchehen iſt . . .?"

„Was geſchehen iſt? . . . daß dieſe abſcheuliche Franzöſin mir heute triumphirend eine unſchätzbare Perle gezeigt hat . . ."

„Ihnen? Die Briſſac? Wie? Wo?" rief Kaunitz überraſcht aus.

„Bei einem Beſuch, den ſie mir machte, ganz gefliſſentlich nur dazu, um mir zu zeigen, welche Geſchenke ihr Gennaro bereits mache und ſie, die Unverſchämte, von ihm annehme, gerade als ob ſie ſchon ſeine Braut ſei . . . und daß ich darüber außer mir gerathen bin und in meiner Verzweiflung meiner Tante Alles geſtanden habe und daß meine Tante in ihrem Zorn mit dem Könige geredet hat, und daß der König Gennaro, weil er ſeinen Poſten ſo oft Nachts verlaſſen, zu verhaften und nach dem Fort Bard zu ſchicken befohlen, das iſt vorgefallen!"

„Teufel," murmelte der Diplomat im Rauchfang zwiſchen den Zähnen, „das iſt allerdings Unglück genug! . . . Und in Ihren Augen, Bianca," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „bin ich ganz allein an dem Allen ſchuld?"

„Ja, Sie, Sie, Sie allein!" rief Bianca im

höchſten Zorne aus, „und möge der Himmel Sie dafür ſtrafen, wie Sie's verdienen!“

„Bianca, wollen Sie noch ein Wort von mir anhören?“

„Nein, nichts, nichts mehr; gehen Sie, gehen Sie und laſſen Sie mich endlich, damit ich allein bin, damit ich mich todt weinen kann . . .“

„Nun wohl, ich gehe; aber Sie werden mir all das Böſe, das Sie mir geſagt haben, abbitten, glauben Sie mir das, die Stunde wird kommen!“

Kaunitz begab ſich auf den Rückweg. Er bewerkſtelligte ihn etwas langſamer, als er gekommen, und langſam auch ließ er, als er wieder in ſeinem Zimmer ſtand, den Domino von ſeinen Schultern gleiten.

„O, mein Herz und meine Perle . . . wohin ſeid ihr gerathen!“ ſagte er dann nach einer Weile ſtummen Sinnens . . . „verirrt, verirrt, kläglich verirrt! Welche Lehre habe ich bekommen! Armer Diplomat, der ſich zutraut, in die Schickſale der Völker eingreifen zu wollen, und ſich dabei verliebt! Armer Diplomat und . . . arme Völker! Aber iſt denn Alles verloren . . . bleibt nun nichts übrig, als Alles gehen zu laſſen, wie es gehen mag? Soll

ich mein Leben lang mich vor mir ſelber ſchämen, ſoll ich Traun ſagen hören: Unglücklicher, gieb mir meine Perle wieder! ſoll ich dieſen Gennaro ſagen hören: du biſt mein Verderber geworden mit deinen treuloſen Weiſungen! ſoll Bianca mich ihr Leben lang als einen Verräther betrachten, dieſe arme Bianca, die ſo abſcheulich mit mir kokettirt hat?... nein, nein, nimmermehr, ich muß den Dingen eine Wendung geben, die Alles in's Gleis bringt, ich muß, ich muß, und der Himmel mag mir beiſtehen, es zu erfinden, wie!"

Am Morgen nach einer ſchlafloſen Nacht, war es das Erſte, was Kaunitz vornahm, ſich nach dem Cavaliere Gennaro und ſeinem Schickſale zu erkundigen. Er fand die Nachricht Bianca's vollauf beſtätigt; der Cavaliere war in Verhaft, und es ſollte am andern Tage nach dem Willen des Königs ein Kriegsgericht über ihn abgehalten werden, das zu beſtimmen hatte, wie lange Zeit der arme Cavaliere in der grauſamen Felſeneinſamkeit des düſtern Forts Bard, das den ſchaurigſten aller ſchaurig öden Alpenpäſſe hütet, zubringen, welchen Theil ſeines bisher ſo heiter dahingefloſſenen Lebens er darin begraben ſollte.

Digitized by Google

Es war alſo keine Zeit zu verlieren ... wollte der junge Diplomat das Unheil, welches er angeſtiftet hatte, wieder gut machen, ſo mußte er raſch handeln.

Und er wollte es wieder gut machen. Die Nacht war ihm nicht umſonſt ſchlaflos verfloſſen. Sein Plan ſtand feſt.

Er wußte, daß der Baron von Breteuil, der franzöſiſche Geſandte, um eilf Uhr, nach dem Gabelfrühſtück, einen Spaziergang im Parke zu machen pflegte, unter deſſen ſchattigen Wipfeln dann noch die Morgenkühle der ſtechenden Sonnenhitze nicht gewichen war, welche um dieſe Zeit bereits auf den ſchutzloſen Gefilden der Ebene von Turin lag.

Schon eine halbe Stunde vorher ſchlenderte er wie müßig in den langen Alleen auf und ab. Endlich ſah er den Baron, allein, ſogar ohne den galonnirten Diener, der ihm gewöhnlich in einiger Entfernung folgte, daherkommen.

Als ſich Beide erreicht hatten, grüßte Kaunitz mit der Miene eines Mannes, der vorübergehen will; er war ſicher, daß der Baron nicht unterlaſſen werde, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen und darin einige Angeln auszuwerfen; gegen den bloßen Ge-

ſandtſchafts-Attaché brauchte er nicht die ceremoniöſe Zurückhaltung zu beobachten, welche er dem Geſandten einer feindlichen Macht gegenüber auch auf dieſem neutralen Gebiet hätte beibehalten müſſen.

„Sieh da, lieber Graf Kaunitz,“ ſagte der Baron mit der herablaſſenden Gnade, die er in ſeinen vollen, ſehr wohlwollenden Zügen ausdrücken konnte, und mit einer leichten Verbeugung ſeiner kräftigen Geſtalt, die ein bauſchiger heller Sammetrock ſtattlich umwallte, „ich freue mich, zu ſehen, daß auch Sie von dieſem prächtigen Schatten angezogen werden . . . darf ich mir nicht die Ehre Ihrer Begleitung ausbitten? Man wird hoffentlich kein Staatsverbrechen darin ſehen, wenn man uns ein wenig harmlos zuſammen plaudern ſieht . . . nicht wahr, dies Stupinigi iſt ein ſchönes Schloß . . . und welcher Park!“

„Sie ſind ſehr gnädig, Excellenz,“ verſetzte Kaunitz, indem er ſich ihm anſchloß, „in der That, auch ich finde Stupinigi der Bewunderung Eurer Excellenz vollkommen würdig. Der große Juvara hat nie etwas Schöneres und Großartigeres geſchaffen!“

„Und ein vortrefflicher Aufenthalt,“ ſagte lächelnd

die Excellenz, „so lange jenseits der Parkmauern die heiße Sonne Italiens glüht . . . ein Schauder faßt mich an, wenn ich daran denke, diese Schatten verlassen zu sollen . . .“

„Wenn man dabei im Schatten von Siegeslorbeeren bleibt, Excellenz, denk' ich mir doch die Sache nicht so unerträglich . . . die kurze Reise durch die Sonne, bis man sich dann bald am Ziele daheim wieder im Schatten der erworbenen königlichen Gnade bergen kann . . .“

„Aber für Den, der am Ziele diesen Schatten nicht findet . . . und Einen von uns muß über Kurz oder Lang dies Schicksal treffen . . .“

„Freilich,“ sagte Kaunitz mit einem halb unterdrückten Seufzer . . . „schon über Kurz, denn unsere Monarchin drängt, sie will eine peremptorische Erklärung . . . sie weiß, welchen gefährlichen Gegner wir am Baron von Breteuil haben, und fürchtet mit Recht bei längerem Verhandeln eine Niederlage, wo ein solcher Feind uns gegenübersteht!“

„Das ist allerdings sehr schmeichelhaft für mich, mein lieber Graf; aber, mon cher, wir müßten sehr naiv sein, wenn wir nicht aus dem Ton der Niedergeschlagenheit, womit Sie das sprechen, den

Verdacht ſchöpfen ſollten, daß Ihre Sachen ſehr gut ſtehen, daß Sie eine ſehr gute Poſition beim Könige eingenommen haben!"

Kaunitz lächelte und gab ſich alle Mühe, in dies Lächeln den Ausdruck von ſo viel Schadenfreude zu legen, wie ihm nur möglich war.

„Sie glauben am Ende gar, Excellenz," verſetzte er kopfſchüttelnd, „wir legten auf dieſe kleine Affaire mit dem Cavaliere di Lucano ein Gewicht, welches ſie gar nicht verdient, wir knüpften Hoffnungen daran, die . . ."

„Von welcher Affaire reden Sie da . . . was iſt mit dem?" fragte der Baron aufhorchend.

„Er iſt verhaftet! Wiſſen Sie es noch nicht?"

„Verhaftet?"

„Auf den Befehl des Königs."

„Und weshalb?"

Kaunitz zuckte die Achſeln.

„Doch nicht etwa," fuhr der Baron Breteuil fort, „weil er meiner Couſine ein wenig lebhaft den Hof gemacht? Ich habe meine Couſine gewarnt, aber ſie iſt ganz ſo vernarrt in ihn, wie er in ſie, und am Ende ſeh' ich nicht ein, weshalb ſie nicht ein paſſendes Paar ſein ſollten."

„Es iſt auch ſchwerlich deshalb geſchehen, Excellenz, obwohl es den Anſchein haben könnte, als habe er ſich die königliche Ungnade durch ſeinen häufigen Verkehr mit der franzöſiſchen Geſandtſchaft zugezogen . . . denn Sie wiſſen, der König liebt nicht, wenn ſeine Cavaliere ſich mit den fremden Geſandten zu ſehr befreunden; nein, die Urſache iſt eine andere, und ſo machen wir uns keine Illuſionen und glauben nicht, daß etwas für unſere Sache Förderliches darin liege, wenn . . .“

„Ich verſtehe, ich verſtehe; aber ſagen Sie mir, was iſt denn der Grund der königlichen Ungnade gegen den armen Cavaliere?“

„Ahnen Sie das nicht? Sie, der Sie ſo gut von Allem, was am Hofe vorgeht, unterrichtet ſind?“

„Ich weiß, man ſagt, die Marcheſa von San Damiano . . .“

„Das ſagt oder vielmehr flüſtert man in der That, vielleicht auch nicht ganz ohne Grund . . .“

„Schwerlich!“ fiel mit cyniſchem Lächeln der Baron ein.

„Es muß,“ fuhr Kaunitz fort, „alſo etwas vorgefallen ſein, was den König aufgebracht und zum Entſchluſſe geführt hat, den zu glücklichen Unglück-

lichen verhaften und auf das Fort Bard ſchicken zu laſſen, wohin er morgen abgeführt werden ſoll! Die Marcheſa ſoll außer ſich ſein über dies Schickſal ihres Lieblings!“

„Was erzählen Sie mir da?“ rief der Geſandte aus, ſeine Schritte anhaltend und ſein Kinn mit der manſchettenbewehrten Rechten ſtreichelnd.

„Es iſt ſo, wie ich ſage,“ ſprach Kaunitz weiter, „und ſo,“ ſetzte er mit einer Miene des höchſten Aergers und wie von ſeinem Verdruß zu dieſem Ausruf fortgeriſſen hinzu, „ſpielt das Schickſal immer Ihnen alle Karten in die Hände . . . es iſt zum Verzweifeln!“

„Alle Karten . . . mir!“ wollte der Baron verwundert ausrufen, aber er verſchluckte diplomatiſch dieſe Worte, die Kaunitz verrathen hätten, daß er nicht im geringſten wahrnahm, welcher Vortheil für ihn aus der Sache zu ziehen ſei, er ſagte nur: „Der arme Cavaliere . . . was wird Aimée dazu ſagen! Sie wird untröſtlich ſein!“

„Aber ſchwerlich lange,“ verſetzte Kaunitz wie noch immer in ſeinem Aerger . . . „ihre weiße Hand wird den Unglücklichen aus der Tiefe ſeines Unglücks ſchon wieder emporziehen . . .“

Dem Baron von Breteuil ging in dieſem Augenblicke ein Licht auf. Er ſah ſcharf in die Züge des jungen deutſchen Grafen . . . was darin zu leſen, war nichts, als ein aufrichtiger tiefer Aerger, daß das Schickſal einmal wieder ihm, dem Baron, die „beſten Karten" gegeben . . . „in der That," dachte Breteuil, „dieſer Deutſche iſt ſehr ſchlau, aber er iſt recht einfältig, dieſelbe Schlauheit in jedem Andern vorauszuſetzen und dieſem dadurch Winke zu geben, die ein guter Diplomat für ſich behalten hätte!"

„Apropos," ſagte der Baron jetzt, das Geſpräch plötzlich fallen laſſend, „ich habe mich in Paris wegen der Perle erkundigt, von der Sie neulich redeten; Sie haben ſich geirrt, mein lieber Graf, es iſt keine derartige im Schatze des Königs!"

„In der That nicht? Dann muß ich freilich mich geirrt haben," verſetzte Kaunitz. „Vielleicht habe ich ſie dann im Tower in London, im Schatze des Königs von England geſehen."

„Möglich . . . vorhanden iſt eine ſolche Perle wenigſtens, und die, mein lieber Graf, iſt in meinem Beſitz!"

„In Ihrem Beſitz?“ rief Kaunitz mit erheuchelter Verwunderung aus.

„Seit geſtern!“

„Aber woher iſt Ihnen möglich geweſen . . .“

„Ja, woher?“ verſetzte lächelnd der Baron von Breteuil . . . „das iſt mein Geheimniß!“

„Sie Glücklicher!“ ſeufzte Kaunitz wie mit geſteigertem Verdruß. „Auch das noch!“

„Aber nun, mein lieber Graf, leben Sie wohl,“ ſagte der Geſandte, indem er ſich plötzlich wandte, „ich muß heimgehen, denn meine Geſchäfte rufen mich.“

Er machte Kaunitz eine etwas triumphirende höfliche Verbeugung und ſchritt dann die Allee wieder hinauf, dem Schloſſe zu. Kaunitz blickte ihm eine Weile mit einer ausdrucksvoll bewegten Miene nach und dann ſagte er, ſich ſchadenfroh die Hände reibend: „Ich glaube, der Fiſch hat den Köder verſchluckt! Und zum Ueberfluß wird er jetzt auch noch mit der Perle Effect machen wollen . . . hätte er ſie nur früher bekommen und, wie ich hoffte, ſeiner Aimée ſofort abgenommen! Doch jetzt wird Alles gut gehen!“

Der Baron von Breteuil wanderte unterdeſſen

mit beſchleunigten Schritten heim und ſuchte, ſobald er in ſeiner Wohnung angekommen, ſeine Couſine Aimée von Briſſac auf. Er hatte ein langes Geſpräch mit ihr. Darauf ſetzte er ſich nieder, um ein Billet an den Cavaliere Gennaro di Lucano zu ſchreiben.

Nach einer halben Stunde wurde ihm das Billet uneröffnet zurückgebracht. Es ſei, lautete die Meldung ſeines Kammerdieners, welcher es ihm übergab, nach den Reglements den Militärgefangenen vor ihrer Aburtheilung durch das Kriegsgericht jede Correſpondenz verboten.

„Und was nun?“ fragte der Baron ſeine Couſine, als er ihr dieſe Nachricht gebracht.

„Es iſt ein böſer Querſtrich,“ verſetzte Aimée ein wenig beſtürzt.

„Ein ſehr böſer! Aber meinſt Du nicht, daß ich trotzdem . . .“

„Ich glaube, mein Vetter,“ ſagte Aimée leicht erröthend . . . „ich glaube, Sie können es trotzdem . . .“

„Du haſt Recht . . . alſo zum Könige!“

VII.

Die Audienz, welche der Baron von Breteuil beim Könige nachgeſucht hatte, war ihm, wie immer den fremden Geſandten, ſofort gewährt worden. Als ſie zu Ende, hatte der franzöſiſche Geſandte ſich in das Vorgemach der Marcheſa von San Damiano begeben und um die Ehre nachgeſucht, ſich ihr vorſtellen zu dürfen.

Die Marcheſa hatte ihn ſehr huldvoll empfangen, obwohl ſie, wie ſie ſagte, leidend war; ihr bleiches Ausſehen ſtrafte dieſe Worte der ſchönen Frau nicht Lügen. Breteuil nahm es zu ſeiner großen Befriedigung wahr und war entzückt, eine Nachricht zu haben, welche ſofort die Roſen auf die blaſſen Wangen der Marcheſa zurückrufen mußte. Er zog ein Etui aus ſeinem Roſataftrock hervor und überreichte es mit einer tiefen Verbeugung der Marcheſa.

„Madame," ſagte er, „es war jüngſt Ihr Wunſch, ein Kleinod zu beſitzen, welches in ſeiner Art einzig iſt und das deshalb nur von einer Dame getragen werden darf, von welcher der Ruf in allen Ländern das Gleiche ſagt — laſſen Sie mich alſo Ihnen zu Füßen legen, was nur Ihnen gebührt!"

„Herr Baron," verſetzte die Marcheſa, „ich habe immer die unübertrefflichen Wendungen bewundert, in welche Sie Ihre Complimente zu kleiden wiſſen ... aber," fuhr ſie fort, indem ſie das Etui öffnete ... „iſt das ein Geſchenk für mich?"

„Ich komme wenigſtens in der Hoffnung, daß es von der Frau Marcheſa nicht verſchmäht wird!"

„Die Perle, die Gennaro der Briſſac gab, wie Bianca mir klagte!" ſagte ſich die Marcheſa im Stillen ſehr betroffen ... „er muß ſie ſeiner Couſine weggenommen haben!"

„Ich kann das nicht annehmen," erwiderte ſie laut, „weil ... nun, weil der König ..."

„Madame," fiel Breteuil eifrig ein, „der König iſt nicht mehr in der Stimmung, Ihnen zu zürnen — ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß Se. Majeſtät Ihnen ſehr bald einen Schritt abbitten werden, der Sie, Frau Marcheſa, in ſo hohem Grade kränken mußte ..."

„Einen Schritt, der mich kränken mußte?"

„Der Sie ſo tief verletzt und bekümmert hat. Ich habe den König bewogen, den Cavaliere di Lucano ſofort in Freiheit ſetzen zu laſſen!"

„In Freiheit ſetzen zu laſſen ... den Cavaliere?

Und das haben Sie zu Stande gebracht, Herr Baron?"

„Ja, Frau Marcheſa, der Eifer, Sie zu verpflichten, und, um ganz offen zu ſein, die Hoffnung auf ein wenig Dankbarkeit von Seiten einer Frau, die ſo viel über Se. Majeſtät vermag, hat mir die rechten Mittel, dieſe Aufgabe zu löſen, eingegeben . . . der Cavaliere iſt frei!"

„Beim Himmel, das iſt mir eine unerwartete Nachricht!" rief die Marcheſa mit immer ſteigender Verwunderung aus, indem ſie heftig bewegt das Etui mit der Perle auf einen Tiſch warf . . . „ſagen Sie mir um Gotteswillen . . ."

„Welche dieſe Mittel waren?" fiel der Baron von Breteuil mit ſelbſtgefälligem Lächeln ein und indem er ſeine Stimme dämpfte, „ich habe dem Könige mitgetheilt, daß der Cavaliere mit meiner Couſine Aimée von Briſſac verlobt ſei und daß ich um die Einwilligung Sr. Majeſtät zu dieſer Verbindung bitte. Der König hat dieſe Nachricht mit ſehr erhellter Stirn aufgenommen, ſie hat ſeine argwöhniſchen Gedanken ſichtbar auf der Stelle zerſtreut — der König, Madame, iſt ſehr glücklich!"

„Der König iſt glücklich?"

„Wie man es nur ſein kann, wenn uns eine ſchwere Laſt vom Herzen fällt — die ſchwerſte, welche es giebt! Er hat mit den ſcherzenden Worten, der Cavaliere gehöre nun mithin der franzöſiſchen Geſandtſchaft an und ich habe ein Recht, ihn zu reclamiren, den Befehl gegeben, alles weitere Verfahren wider Signor Gennaro fallen zu laſſen.“

„Herr Baron,“ ſagte die Marcheſa jetzt mit einem aufwallenden Zorn, der nicht mehr zu verkennen war, „Alles, was Sie mir da ſagen, iſt mir völlig unverſtändlich — zumeiſt wie Sie ſich in eine Sache miſchten, die . . . aber freilich, Sie ſagen mir, der Cavaliere ſei der Verlobte Ihrer Couſine . . . Ihrer Couſine Aimée von Briſſac . . . und der König hat bereits ſeine Einwilligung dazu gegeben . . . nun, wahrhaftig, dann bleibt mir ja wohl nichts übrig, als Glück dazu zu wünſchen — in der That, ich wünſche Ihnen und dem jungen Paare ſehr, ſehr viel Glück, Herr Baron. Führen Sie es ja recht bald auf Ihre Güter, damit es dort im Stillen ſeinen Honigmond genießen kann — hören Sie, ja recht bald, es wird mir eine Freude ſein, wenn ich erfahre, daß Sie mit demſelben dahin abgereiſt ſeien . . .“

Die Blicke der Marchesa sprühten Feuer, während sie diese Worte hervorsprudelte, und der Baron von Breteuil nahm zu seiner ungeheuersten Ueberraschung wahr, daß er etwas gethan, was ganz und gar nicht zu dem Zwecke führte, den er beabsichtigt hatte.

„Aber, Frau Marchesa," sagte er äußerst bestürzt »indem ich über mich nahm, ein so schreckliches Schicksal von einem jungen Manne abzuwenden, der Ihnen so nahe steht und der so würdig ist der Gunst, welche Sie ihm bewiesen . . ."

„Der mir nahe steht . . . dem ich Gunst bewiesen . . . Herr Baron, ich weiß nicht, woher Sie den Muth zu diesen Ausdrücken nehmen und was Sie dadurch andeuten wollen — der Cavaliere ist ein wortloser Mensch, ein Unwürdiger, ein Mensch von der verächtlichsten Treulosigkeit . . . und ich, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen Glück wünsche zu diesem Cousin und . . . Sie nicht länger Ihrem häuslichen Glück entziehen will — keinen Augenblick länger!"

Die Marchesa machte eine stolze Verbeugung mit dem Kopfe und wandte dem Baron so ausdrucksvoll den Rücken zu, daß er nicht anders konnte,

als ſchweigend mit einer tiefen Verbeugung ſich zurückzuziehen.

„Mein Gott," ſagte er, als er das Vorzimmer erreicht hatte, „wer hätte geglaubt, daß ſie in den jungen Menſchen ſo bis über die Ohren verliebt ſei, daß ſie ihn lieber im Donjon von Bard, als in den Armen einer Andern wiſſen will!"

Der Baron von Breteuil war vollſtändig verblüfft. Er war eben im Begriff, das Corps de Logis des Schloſſes, worin die königlichen Gemächer und die der Marcheſa lagen, zu verlaſſen und den Corridor, der zu der ihm angewieſenen Wohnung führte, zu betreten, als ihm der Cavaliere di Lucano aus der Tiefe dieſes Ganges entgegengeeilt kam.

„Ah, Signor Gennaro," rief er ihm zu, „wie gut, daß ich Sie ſehe . . ."

„Excellenz," unterbrach ihn dieſer ſehr aufgeregt . . . „was iſt das? man ſagt mir ſoeben, ich ſei frei, und ich höre dabei, daß ich dies Ihrer Vermittelung beim Könige verdanke!"

„In der That," verſetzte der Baron, „Sie verdanken es mir — ich ſprach den König . . ."

„Aber wie war es Ihnen möglich . . ."

„Hören Sie zu, Cavaliere — es war mir mög-

lich, indem ich ein ſehr heroiſches Mittel anwandte, das Ihnen jetzt nachträglich zu ratificiren übrig bleibt. Ich hätte," fuhr der Baron fort, indem er Gennaro unter den Arm nahm und mit ihm den Corridor hinabging, „Sie vorher um Ihre Einwilligung gefragt, wäre es mir möglich geweſen. Aber man verweigerte mir ſogar die Erlaubniß, Ihnen ein Billet zuſenden zu dürfen. So handelte ich in Ihrem Namen. Ich bat ohne Zeitverluſt um eine Audienz beim Könige. Bei meinen erſten Worten an Se. Majeſtät überzeugte ich mich, wie tief des Königs eiferſüchtiger Groll auf Sie war . . . Se. Majeſtät fragten mich mit eiskaltem Ton, mit düſter zuſammengezogenen Brauen, was die franzöſiſche Geſandtſchaft veranlaſſe, ſich ſo früh am Tage um die Amtsgeſchäfte ſeines Generalproſoßes zu kümmern. ‚Majeſtät,‘ antwortete ich, ‚es handelt ſich hier um einen Fall, der ein wenig zu der Amtsſphäre der Geſandtſchaft gehören dürfte — wobei ſie ihr Recht der Exterritorialität in Anſpruch nimmt; denn wenn es Eure Majeſtät zu Gnaden halten wollen, der junge Mann iſt der Geſandtſchaft attachirt, ſo attachirt, wie es ein Verliebter nur an ſeinen Gegenſtand ſein kann . . .‘

‚Was, er iſt in die franzöſiſche Geſandtſchaft verliebt?‘ geruhten Se. Majeſtät lächelnd einzufallen.

‚Nicht gerade in die Geſandtſchaft,‘ erwiderte ich . . . ‚nein, Majeſtät, aber in Mademoiſelle Aimée de Briſſac, welche ein wenig zur Geſandtſchaft gehört und welche — ſeine Braut iſt; und ſo, hoffe ich, wird der König ihn uns herausgeben!“

„Welche . . . welche meine Braut iſt?!“ fuhr Signor Gennaro auf.

„So ſagt' ich,“ verſetzte der Baron von Breteuil, indem er den Cavaliere durch eine Verbeugung einlud, in ſein Vorzimmer einzutreten, vor dem ſie eben angekommen waren und deſſen Flügelthür ein harrender Diener aufgeworfen hatte.

„Aber um Gotteswillen,“ rief Signor Gennaro aus, die Schwelle überſchreitend und während der Baron ihm winkte, auf einem Seſſel Platz zu nehmen, „um Gotteswillen, Herr Baron, wie konnten Sie ſagen . . .“

„Ich ſehe Sie mit Recht erſtaunt, mein lieber Cavaliere, aber Aimée hat mir Alles geſtanden, und es war keine Zeit zu verlieren. Morgen wären Sie auf der Reiſe nach dieſem entſetzlichen Fort Bard geweſen. Es gab kein beſſeres durchſchlagenderes

Mittel, die Eiferſucht des Königs zu beſchwichtigen ... und beſchwichtigt iſt ſie ... des Königs Züge erhellten ſich wunderbar, ſeine Augen leuchteten vor Glück, und der Befehl zu Ihrer Freilaſſung ..."

„Aber ich begreife nicht," fuhr der Cavaliere dazwiſchen, „was den König dabei glücklich machen kann!"

„Wenn er Sie in den Banden einer Andern, als Bräutigam einer Andern weiß ... das begreifen Sie nicht?" unterbrach ihn der Geſandte ... „in der That, das iſt ſeltſam! Ahnen Sie denn gar nicht, daß der Zorn des Königs Sie zu vernichten drohte, weil er auf ... nennen wir es auf die Gnade der Marcheſa für Sie eiferſüchtig iſt?"

„Deshalb ... deshalb wurde ich verhaftet?" rief Gennaro ... „o mein Gott!"

„Das überraſcht Sie?"

Signor Gennaro antwortete auf dieſe Frage nicht. Er flüſterte nur in ſich hinein: „O mein Gott, ich bin gefangen ... ich bin vernichtet ... vernichtet! Aimée meine Braut!"

„Und nun, mein lieber Cavaliere," begann der Geſandte wieder, „was ſagen Sie zu dem heroiſchen Mittel, zu dem ich griff, um Sie zu retten, weil es das einzige war, das Sie retten konnte?"

„Ja, ja, ja," ſtammelte Gennaro, „Sie haben Recht, Sie haben ganz Recht, es iſt das Einzige, was mich rettet . . . o ich danke Ihnen dafür — ich danke Ihnen . . ."

„Und Aimée . . ."

„Ja, Aimée . . . Sie hat Ihnen dieſen Schritt eingegeben . . . ſie . . . wie kann ich ihr danken . . ."

„Kommen Sie, damit wir ſie aufſuchen!"

Gennaro ſchlug wie ein Verzweifelnder beide Hände vor's Geſicht.

„O mein Gott!" ſtöhnte er leiſe noch einmal, „bin ich denn wirklich gefangen — verloren für ewig?" und plötzlich aufſpringend, rief er aus: „Nein, nein, ich kann es nicht . . . nicht in dieſem Augenblick . . . laſſen Sie mich, Baron — nur für eine Stunde — laſſen Sie mich Luft ſchöpfen, nach ſo Vielem, was mich überwältigt . . . Adieu, Adieu . . ."

Und damit eilte er davon und ſtürzte aus dem Vorzimmer des Geſandten fort wie ein Wahnſinniger.

Der Baron blickte ihm betroffen nach.

„Das iſt ein ſeltſames Betragen für einen Verliebten, dem man eben ſein Glück ankündigt!" ſagte

er für ſich. „Es ſcheint, dies ſoll ein Tag der Ueberraſchungen für mich ſein. Aber am Ende muß mir die Marcheſa wenigſtens doch Dank wiſſen für Das, was ich für ſie gethan habe!“

VIII.

Signor Gennaro ſtürzte unterdeß in der furchtbarſten Aufregung deſſelben Weges daher, den vorhin der Baron von Breteuil gekommen. Ehe wenige Augenblicke verfloſſen, ſtand er im Vorzimmer der Marcheſa von San Damiano und mit dem Kammerdiener, der ihn anmelden ging, drang er zugleich in das Gemach der ſchönen und einflußreichen Frau ein, um einer Abweiſung zuvorzukommen.

Die Marcheſa ſtand in der Mitte ihres Zimmers; ſie war beim Anblick Gennaro's leichenblaß geworden und richtete durchbohrende Blicke auf ihn; ihre Lippen zitterten, als ſie leiſe, kaum vernehmlich vor unterdrücktem Zorn, die Worte ſprach:

„Wer erlaubt Ihnen hier einzudringen, Cavaliere? Der König hat für gut gefunden, Ihnen

die Freiheit zu ſchenken . . . aber ich hatte mir geſchworen, Sie nie wieder zu ſehen!"

„Marcheſa!" rief Gennaro aus, indem er ſich vor ihr auf die Kniee warf, „vergeben Sie mir, ich mußte, ich mußte Sie ſehen, ich mußte aus Ihrem eigenen Munde vernehmen, ob es wahr iſt, daß ich mich Ihretwegen opfern, daß ich um Ihretwillen für immer unglücklich werden muß — wenn es ſo iſt, dann will ich es, gern, gern, aber aus Ihrem Munde will ich es hören . . . muß ich für ewig mein Schickſal an dieſe kokette Franzöſin ketten, die ich haſſe, die ich verabſcheue?"

„Gennaro!" rief hier die Marcheſa aus, „was ſagen Sie da — Sie ſind niedrig genug, Ihre eigene Braut zu beſchimpfen?"

„Meine Braut!" rief der junge Mann mit einem Ausdruck unſäglichen Unglücks. „Aber es ſei — um Ihretwillen möge ſie meine Braut ſein . . . ich weiß, wie viel ich Ihnen verdanke . . . von welcher mütterlichen Theilnahme Sie für mich immer erfüllt geweſen ſind, wie Sie für meine Stellung an dieſem Hofe geſorgt haben . . . und nun iſt der König, dieſer argwöhniſche gewaltthätige König, dadurch von Eiferſucht erfüllt worden . . . das einzige

Mittel ſeinen Verdacht abzulenken iſt, daß ich dieſe Franzöſin, der ich ſo leichtſinnig den Hof machte ..."

„Um Gotteswillen, was reden Sie da!" unterbrach ihn heftig die Marcheſa, „der König ... eiferſüchtig ... auf mich ... auf Sie, Gennaro? ... o, nun verſteh ich die impertinenten Reden des Barons von Breteuil erſt ..."

Iſt es denn nicht ſo?" fragte der Cavaliere ſehr überraſcht.

„Und wer, beim Himmel, wagt es zu ſagen, daß dem ſo iſt?" fuhr die Marcheſa auf.

„Der Baron von Breteuil!"

„Der Baron von Breteuil ... der Unverſchämte alſo verbreitet es, der König ſei Ihretwegen, Gennaro, in Eiferſucht?"

„Und habe mich deshalb nach dem Fort Bard ſchicken wollen, und er, Breteuil, habe mich gerettet, indem er mir ſeine Couſine zur Braut gegeben!"

„Abſcheulich," rief die Marcheſa aus, „das iſt abſcheulich ... ſo meine Ehre anzutaſten ... des Königs Ehre ... der König um meinetwillen in Eiferſucht ... nein, dies iſt mehr, als ich ertragen kann!"

„Alſo," fragte Gennaro keinlaut und doch froh

aufathmend, „dies iſt Alles nicht wahr, und ich brauche nicht der Verlobte Aimée's zu ſein?"

„Lieben Sie denn Aimée wirklich nicht?" rief die Marcheſa mit einer aufwallenden Heftigkeit aus, die ganz anderer Art wie ihr bisheriger Zorn war.

„Ich . . . ich Aimée lieben? beim Himmel, nein, Frau Marcheſa!"

„Aber, Sie Unglücklicher, Sie haben doch ihretwegen Bianca verlaſſen — Sie haben dieſer Franzöſin ſo auffallend den Hof gemacht . . ."

„Es mag ſein . . . aber wahrhaftig, ich ſchwöre Ihnen, es geſchah — es geſchah" — der Cavaliere ſuchte nach einer Ausrede, denn unmöglich durfte er den eigentlichen Zuſammenhang geſtehen . . . „es geſchah aus reiner Verzweiflung . . ."

„Aus Verzweiflung machten Sie den Hof?"

„Nun ja — um zu vergeſſen, um meinen Schmerz zu betäuben, weil . . . weil . . ."

„Es iſt eigenthümlich, wie ſehr Sie ſtottern . . . Gennaro — vertrauen Sie mir — ſagen Sie mir Alles!"

Die Marcheſa legte zärtlich ihre Hand auf Gennaro's Arm und ſah ihm mit Blicken in's Auge,

deren Ausdrucke das Mißtrauen ſelber hätte vertrauen müſſen.

„Nun, ſo hören Sie's denn, Marcheſa . . . weil Bianca mir ſagte, daß Sie nie Ihre Einwilligung zu unſerer Verbindung geben würden, und weil ich Bianca mehr liebe als mein Leben!"

Die Marcheſa wandte ſich plötzlich ab . . . ſie ſchritt einem Fauteuil zu und indem ſie ſich, das Geſicht von Gennaro abgekehrt, niederließ, ſagte ſie mit leiſer, doch offenbar zorniger Stimme:

„So . . . Bianca ſagte das? — Bianca glaubt alſo ſehr genau zu wiſſen, wie ich denke und fühle und was ich beſchließen werde . . . und Sie, Gennaro, Sie lieben alſo Bianca — mehr als Ihr Leben?"

„Mehr als mein Leben, mehr als meine Seligkeit!" rief Gennaro aus, und indem er ſich noch einmal vor der Marcheſa auf ein Knie niederließ, fuhr er mit den Ausrufen ſtürmiſcher Leidenſchaft fort: „Und Bianca hat Unrecht? nicht wahr, Marcheſa, Bianca hat Unrecht? es kann nicht möglich ſein, daß Sie, Sie, die Sie Alles haben, der ein Königreich zu Füßen liegt, Ihr Glück darin fänden, für ewig Herzen zu trennen, die ſich angehören, die

Bayerische Staatsbibliothek München

ohne einander der Verzweiflung zum Raube werden und den Tod einem Leben ohne einander vorziehen?"

Die Marcheſa ſtützte ihre bleiche Stirn auf ihre Hand; dann ſagte ſie leiſe: „Sie ſind ein Thor, Gennaro ... Sie wiſſen nicht, was Ihre Worte ..." Sie vollendete nicht, aber ſie ſprang plötzlich wie mit einem heroiſchen Entſchluſſe auf. Noch immer abgewandt von Gennaro ſagte ſie raſch und heftig: „Gehen Sie, rufen Sie Bianca — rufen Sie dieſelbe zu mir!"

Gennaro eilte davon auf den Flügeln der ſeligſten Hoffnung — er ſtürmte in Bianca's Wohnzimmer und fand ihr gegenüber in ruhiger Unterhaltung — Kaunitz ſitzen.

„Sie hier, Graf Kaunitz," rief er überraſcht aus, „Sie?! ... Bianca, wir ſollen ſogleich vor der Marcheſa erſcheinen — ſogleich — folgen Sie mir zu ihr ... mit Ihnen, Graf," ſetzte er zornig hinzu, „habe ich ſpäter die Ehre zu reden!"

„Gewiß, es hat Zeit bis ſpäter," verſetzte Kaunitz mit einer lächelnden Verbeugung, „ich mache keinen Anſpruch darauf, ſchon jetzt Ihren Dank entgegen-

zunehmen, da ich Sie in ſo großer Eile ſehe, Cavaliere . . .“

„Meinen Dank . . . meinen Dank für eine Verrätherei, die mich beinahe . . .“

„Still,“ fiel Bianca ihm in's Wort, „ſtill, Gennaro, ich weiß Alles. Du verdankſt dem Grafen, ihm allein Deine Befreiung und ihm allein auch meine Verzeihung. Er hat mich Alles klar durchſchauen laſſen — ich begreife Alles — der abſcheuliche Franzoſe, dieſer Baron Breteuil iſt an Allem ſchuld. Er hat durchaus durch die Marcheſa ſeine diplomatiſchen Zwecke erreichen wollen, er hat ſeine Couſine Aimée dazu abgerichtet, durch die gottloſeſte Koketterie Dich an ſich zu locken, um durch Dich die Marcheſa zu beeinfluſſen . . .“

„Aber das iſt ja nicht wahr,“ fiel hier Gennaro ein, „Graf Kaunitz war es ja, der . . .“

„Signor Cavaliere,“ fiel hier Kaunitz ein, „ich meine, Sie können mit der Wendung, welche die Dinge für Sie genommen haben, vollſtändig einverſtanden ſein. Beeinträchtigen Sie dieſe Wendung nicht durch Erklärungen und Auseinanderſetzungen, welche in dieſem Augenblicke nur gefährlich ſind... folgen Sie meinem wohlgemeinten Rath und glau-

ben Sie dem, was ich so eben hier Bianca Pallavicini enthüllt habe. Es ist so, wie sie sagt: der Baron von Breteuil hat geglaubt, eine Schwäche der Frau Marchesa von San Damiano für Sie ausbeuten zu können, indem er Sie an sich locken ließ und dann Ihre Freiheit vom Könige erwirkte, in der Hoffnung, daß die Marchesa dafür aus Dankbarkeit ein Werkzeug der Politik werden würde, welcher er diente. Kurz, der abscheuliche Franzose ist an Allem schuld — nicht wahr, Signora Bianca?"

„An Allem, an Allem!" rief Bianca eifrig aus, „und darum verzeih' ich Dir auch Alles, Gennaro — und nun komm und laß uns zur Marchesa eilen!"

Gennaro nahm die Hand, die sie ihm reichte, und Beide eilten davon.

„Geht nur," sagte Kaunitz, langsam ihnen folgend und mit einem spöttischen Lächeln, „Bianca hat ihre Lection vortrefflich inne, und . . . der Baron von Breteuil wird aus den Schattten von Stupinigi in die Sonnenhitze müssen!"

IX.

Die Marcheſa von San Damiano empfing die beiden jungen Leute, die von freudiger Aufregung geröthet vor ſie traten, mit kalten, ſtrengen Blicken.

„Ihr habt mich Beide hintergangen," ſagte ſie vorwurfsvoll; „Ihr habt meine Wohlthaten mit Undank gelohnt! Aber ich will Euch verzeihen, und wenn Du, Bianca, dem Gennaro ſein Unrecht verzeihſt . . ."

„Ach," fiel Bianca Pallavicini ein, „ſein Unrecht iſt ſchon verziehen, ſeit ich ergründet habe, daß er das Opfer einer abſcheulichen Intrigue wurde . . ."

„Und welcher Intrigue Opfer wurde er, welche Intrigue brachte ihn dazu, Dir treulos zu werden?" fragte die Marcheſa mit einem Lächeln der Verachtung auf ihren Lippen.

„Einer diplomatiſchen Intrigue," fiel heftig Bianca ein, „der Intrigue dieſes abſcheulichen Barons von Breteuil, der ſeine Couſine Alles anfbieten ließ, um ihn in ihr Netz zu ziehen und um durch ihn . . ."

Bianca ſtockte plötzlich, von einem erſchrockenen Blicke Gennaro's in dem Augenblick gewarnt, wo

ſie ſich ſelbſt ſagte, daß ſie inne halten müſſe — und verlegen ſah ſie zu Boden.

„Alſo deshalb?“ ſagte die Marcheſa halblaut für ſich, die Mienen der jungen Leute fixirend. „Alſo dazu?“ fuhr ſie in dieſem ſtillen Monolog fort; „ich ſoll alſo durchaus die Sclavin dieſes ſchlauen Herrn werden, der mir koſtbare Perlen ſchenkt und mich beherrſchen will, durch das, wodurch man eine Frau beherrſcht, durch ihre Schwächen? Und dieſer Schritt beim Könige! Welche Frechheit liegt in der Vorausſetzung, die ihn bewog, Gennaro's Freiheit zu erwirken! Welche Beleidigung für den König! Welche für mich!“

In der That, die Marcheſa fühlte ſich tief verletzt, an ihrer Ehre angegriffen — aber auch voll Sorge. Wenn der Baron von Breteuil die Beſtrafung Gennaro di Lucano's der Eiferſucht des Königs zugeſchrieben hatte, war es dann nicht möglich, daß auch Andere, daß ein Theil des Hofes denſelben Gedanken hegten, daß das Gerücht eine ganze Geſchichte erdichtete, deren Helden ſie und Gennaro waren — daß dieſe Geſchichte endlich ſogar das Ohr des Königs, der ein ſo feines Ohr hatte, erreichte? Dieſer Gedanke war unter den

erſten geweſen, welche in ihr aufgeſtiegen, nachdem der Baron von Breteuil ſie verlaſſen hatte — und es war ihr klar geworden, daß es nur ein Vertheidigungsmittel dawider gab — ſie mußte der Welt zeigen, daß ihre Theilnahme für Gennaro nichts ſei, als eine mütterliche Fürſorge, und kein Ding war mehr geeignet dies zu zeigen, als wenn ſie ihre Nichte Bianca dem Cavaliere als Braut zuführte. Dies Opfer mußte gebracht werden, und die Marcheſa war entſchloſſen es zu bringen.

„Ich will nicht weiter forſchen," ſagte ſie deshalb, „aber ich ſehe, es iſt Zeit, ſolchen Intriguen den Boden zu nehmen. Darum erkläre ich Dir, Bianca, daß ich nichts einzuwenden habe wider Deine Verbindung mit Gennaro di Lucano. Ihr mögt Euch heirathen, wann Ihr wollt, und Gennaro wird Dich alsdann auf ſeine Güter bringen."

Bianca warf ſich mit überſtrömenden Augen an die Bruſt ihrer Tante, und Gennaro küßte knieend ihre Hand.

„Laßt mich, Kinder, laßt mich!" ſagte ſie; ... „Euern Dank will ich ſpäter hören — ich muß jetzt augenblicklich den König ſprechen."

Sie zog die Klirgel, und nachdem ſie Befehl

ertheilt, ſie ſogleich dem König anzumelden, deutete ſie auf das Etui des franzöſiſchen Geſandten, und ſagte zu Bianca gewendet: „Nimm das, mein Kind, ich mache es Dir zum Hochzeitgeſchenk!“

Damit ſchritt ſie aus dem Zimmer und überließ die beiden jungen Leute ihrem Glück.

Am Nachmittag wurde der öſterreichiſche Geſandte Graf Traun zum Könige beſchieden und hatte eine mehrſtündige Unterredung mit ihm. Kaunitz erwartete in ſeinen Gemächern in größter Spannung ſeine Rückkehr.

Die Excellenz trat endlich ein mit freudeſtrahlendem Geſicht, in der Hand ein zuſammengefaltetes Papier haltend.

„Das Bündniß iſt abgeſchloſſen, Kaunitz,“ rief er triumphirend aus, „wir haben Alles, was wir wollten . . . auf dieſem Blatte ſind die Bedingungen von mir niedergeſchrieben, vom König gezeichnet . . . da leſen Sie!“

„Dem Himmel ſei Dank!“ jubelte Kaunitz auf, indem er mit zitternder Hand das Papier ergriff.

„Der König,“ fuhr Traun fort, „hatte einen wahren Eifer, zu Ende zu kommen, er war mit Allem einverſtanden — und er ſprach von Bretcuil

in einem Tone, der mich vermuthen ließ, daß ſein ganzer Eifer, ſich mit uns zu verbünden, von dem dringenden Wunſche eingegeben würde, den Baron von Breteuil ſobald als möglich ſein Hoflager verlaſſen zu ſehen."

„In der That? Nun dann . . ."

„Hat mein Attaché nicht umſonſt mit gearbeitet!" rief Traun aus, „ich vermuthete es! Aber jetzt iſt keine Zeit zum Erzählen — Sie müſſen augenblicklich ſich reiſefertig machen, augenblicklich, Kaunitz, und das Papier unſerer Monarchin überbringen — Sie ſehen, ich gewähre Ihnen den Lohn für Ihre Leiſtungen, noch bevor ich ganz dieſe kenne."

„Alſo bin ich's doch," entgegnete Kaunitz lächelnd, „der zuerſt aus den Schatten von Stupinigi in die Sonnenhitze hinaus muß . . . aber freilich in die Schatten errungener Lorbeeren. Ich danke Ihnen, Excellenz."

Er eilte davon, den eroberten Siegespreis in der Rechten. Nach einer Stunde war er reiſefertig. Eine mit vier Poſtpferden beſpannte Kaleſche hielt ſeiner harrend unten in einem der Schloßhöfe. Da, als er eben im Begriff war, ſein Zimmer zu verlaſſen, wurden ihm ein Billet und ein Etui gebracht. Das Billet enthielt die folgenden Worte:

„Wir hören, daß Sie abreiſen, Herr Graf. Sie ſollen es nicht, ohne die wärmſten Dankſagungen mit ſich zu nehmen, welche wir Ihnen ſchulden. Möge das Bewußtſein, daß Sie zwei Glückliche gemacht, Sie lohnen, und die Perle, welche wir dieſen Zeilen beifügen und wieder in Ihre Hände legen, Ihnen eine Erinnerung ſein an

Bianca Pallavicini und Gennaro di Lucano."

„Nun in der That," ſagte Kaunitz, „dieſe Perle hat eine merkwürdige Rundreiſe gemacht — und kommt gerade im richtigen Augenblick, um mir in Wien einen doppelt freudigen Willkomm bei meiner ſchönen Gebieterin zu ſichern. Und nun leb' wohl, Bianca, leb' wohl, Stupinigi! Ich bedaure nur das Eine, daß mir nicht die Zeit bleibt, dem Baron von Breteuil meinen Abſchiedsbeſuch zu machen, um zu ſehen, wie er es erträgt, von einem Deutſchen überliſtet zu ſein, und um der ſchönen Aimée zuzuflüſtern: ‚Tröſten Sie ſich mit mir, armes Herz, auch mir zerrann ein roſiger Traum!'"

Die Wilddiebin.

Erzählung.

I.

Es war im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In einer Schlucht, mitten im tiefſten Waldgebirge, ſtand ein junger Mann, an den Stamm einer Eiche gelehnt. Er trug Jagduniform, Büchſe und Hirſchfänger, und ein prachtvoller, hellgelber Wolfshund lag, mit einem Strick an ſeine Waidtaſche befeſtigt, zu ſeinen Füßen. Der junge Mann war eine hohe Geſtalt, ſo ſchlank und feſt gebaut, wie die ſchönſte Edeltanne in ſeinem Walde. Er hatte regelmäßige Geſichtszüge, eine ſpiegelreine, hochgewölbte Stirn und einen auffallend zart und graziös geformten Mund; jenen feinen und ariſtokratiſchen Mund voll verführeriſchen Reizes, dem wir jetzt auf alten Familienbildern weit häufiger als im Leben begegnen — als ob die lächelnde Weltweisheit von ehemals nach ihrer Flucht uns nicht einmal ihren leeren Thron hätte zurücklaſſen wollen.

Ob unſer Held ein ſo guter und erfahrener Jäger, wie er ein ſchöner und ſtattlicher Mann — das läßt ſich ſchwerer ſagen. Wenigſtens ſcheint der reine, ungebräunte Teint und die weiße Hand, welche auf dem Lauf der Büchſe ruht, zu beweiſen, daß er unmöglich ſeit langer Zeit den Einflüſſen von Luft und Wetter ausgeſetzt geweſen.

Die Schlucht, in welcher er ſeinen Stand genommen, iſt von einem rauſchenden kleinen Gießbach durchſtrömt, der um Kieſel und dunkle Baumwurzeln unaufhörlich Schaumwellen ſchlägt, als hätte er wie ein muthwilliges Kind ſein Vergnügen daran, den düſter dreinſchauenden Steinblöcken und den Alraungeſichtern der langbeinigten Wurzelſtämme den Bart einzuſeifen, und würde auch, wie ein Kind, dieſen vortrefflichen Einfall gar nicht ſatt und müde. Und doch ſchießt er an andern Stellen über den hellgelben Kies mit ſolcher Schnelle fort, als ginge es ihm an Kopf und Kragen, wenn er nicht noch vor Abend bei ſeinem Mütterchen, der Moſel, angekommen, die ihn unten im Thale erwartet. Von dem Standpunkte des Jägers aus ſieht man ſie durch die Oeffnung der Schlucht nordwärts in blauer Ferne ihre anmuthigen Windungen ziehen.

Jener Standpunkt ist dicht an einem Fußsteig genommen, der sich parallel mit dem Bache die Schlucht hinaufzieht. Dem Jäger gegenüber und hinter ihm erheben sich steile, dichtbewachsene Bergwände.

Unser Mann muß schon lange so gestanden haben; er stützt das Gewicht seines Körpers bald auf das eine, bald auf das andere Bein, als ob seine Glieder ermüdeten; der Wolfshund hat den Kopf auf die Vordertatzen gedrückt und verdrießlich die Augen geschlossen, als ob er längst Geduld und Lust verloren und eingeschlafen sei.

Alles ist still. Ein paar Vögel schießen über die Schlucht daher, aber so lautlos wie die Wölkchen am blauen Himmel, wie die Sonnenstrahlen, die bereits schräge durch die Wipfel fallen und mit abendlicher Färbung um die grünen Laubbüschel blitzen. Da knistert etwas — Zweige biegen sich auseinander — es ist am andern Ufer des Baches — eine junge Rehkuh steckt ängstlich den Kopf durch's Dickicht; dann kommt sie vorsichtigen Schrittes, den Leib lässig in Wellenbewegungen schaukelnd, nieder, beugt den Hals und schlürft das klare Wasser ein.

Der Hund hat sich auf die Vorderbeine erhoben;

ſein Auge funkelt: da jedoch ſein Herr keine Bewegung macht und nur leiſe: „A bas, Leo!“ flüſtert, legt er ſich wieder, als ob er ſagen wolle: hat ſie für dich kein Intereſſe — mir iſt die braunäugige Waldſchönheit auch gleichgültig; und dann drückt er den Kopf ſo feſt an den Boden und ſchaut ſo klug aus den intelligenten Augen, als ob er es jetzt zu ſeiner Unterhaltung durchaus darauf angelegt habe, rechts und links von ſeinen zottigen Ohren das Gras wachſen zu hören.

Endlich richtet ſich der junge Mann unmuthig auf.

„Bertram!“

„Hier,“ antwortet eine Stimme von drüben, aus dem dichteſten Gebüſch der jenſeitigen Bergwand. Eine Weile nachher ſpringt ein grauer, verwachſener Burſch mit dreieckigem Hütchen und kurzem Zopf über die Kieſel des Baches und klimmt dann den kurzen Hang diesſeits bis zu dem Wartenden empor.

„Was iſt's, Herr?“

„Wir wollen heim. Den fangen wir nicht.“

„Der Teufel hole den Galgenſtrick,“ verſetzte Bertram, Athem holend. „Wer die Waldwege kennt, hätte darauf geſchworen, daß er durch dieſe

Schlucht ſich zurückziehen müßte. Drüben am Hahnenſtein verlegt ihm der Rudolph mit der alten Juno den Paß und hinter uns über die Halde — Jeſus Maria —"

„Was gibt's?" —

„Da, da!" ſchrie der kleine Graue und wies mit beiden ausgeſtreckten Armen empor auf den Gipfel der Bergwand in ihrem Rücken.

Das Gebüſch, welches dieſen Gipfel bedeckte, war kurzer Aufſchlag und beſtand aus jungem Geſtrüpp, das aus den Wurzelſtämmen gefällter Bäume entſproſſen Zwei Geſtalten bewegten ſich durch dies Gezweig, das ihre Oberkörper vollſtändig überragten. Sie trugen dunkle Röcke, dreieckige Hütchen, mit ſchmalen Goldborten eingefaßt, und die Eine von ihnen eine Flinte, die ſie über die Schulter geworfen hatte. Im nächſten Augenblick waren ſie verſchwunden.

„Ihrer zwei! ſie ſind's!"

„Nach, nach!" rief der Jäger und ſprang die Bergwand hinan.

„Den Leo los, Herr, den Leo!"

Aber der Herr hörte in ſeinem Eifer nicht. Leo ſetzte mit ſo gewaltigen Sprüngen den Berg hinan,

daß er seinen weniger raschen Gebieter an der Schnur, die ihn fesselte, niederriß. Der Jäger fiel hart an den Grund. Als er sich wieder aufrichtete, fühlte er einen heftigen Schmerz am Fuße. „Ich habe mir den Knöchel verstaucht, Bertram," sagte er und ergriff den Arm des Alten, um sich darauf zu stützen. „Verdammt! Sie entgehen uns."

„Laßt wenigstens den Leo ihnen nachsetzen!"

„Sie werden ihn erschießen!"

„Ihr habt recht! Die Spitzbuben!"

„Nur voran — es geht schon wieder — nur voran!"

Beide klimmten hastig empor. Der Jäger verbiß heroisch seinen Schmerz. Die Wand war hoch. Es verging eine gute Weile, bis sie oben waren. Hier dehnte sich eine weite, mit Haidekraut bewachsene Hochebene vor ihnen aus. Sie sahen, wie die Verfolgten mit raschen Sprüngen über die Fläche liefen und einem Bauernhause zuflüchteten, das am Rande derselben stand.

„Sie wollen sich in dem Hofe verbergen," sagte keuchend der Forstmann. „Bertram, eile Du ihnen dorthin nach — ich will rechts ab, ihnen voraus, an den Weg, der von diesem Hofe in's Thal führt,

um ſie dort zu erwarten. Biete die Leute im Hofe zur Hülfe auf!"

Der Jäger eilte fort rechts ab, während der krumme Bertram, der die Behendigkeit eines Affen zu haben ſchien und wie ein wahrer kleiner Waldteufel ausſah, in poſſirlichen Sprüngen über die Büſchel des Haidekrautes ſetzte, dem Bauernhauſe zu, in welchem nach wenigen Augenblicken die Flüchtlinge verſchwunden waren. Sein Herr eilte, wenn auch nicht eben ſo raſch, in anderer Richtung fort, erreichte nach einer Weile das Ende der Haide und befand ſich bald wieder unter den Aeſten eines Waldes. Noch einige Minuten und er ſtand am Rande eines Hohlweges, der unter ihm mit tiefen ausgefahrenen Geleiſen thalwärts, nach der Moſel zu, ſich hinabwand.

Er ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe, warf ſich dann auf das grüne Moos und hielt mit dem Ausdrucke größter Erwartung das Auge nach der Seite des Bauernhofes auf den Pfad gerichtet.

„Dies kecke Geſindel, das mir ſo am hellen lichten Tage in's Revier bricht!" flüſterte er, und fügte einen derben Fluch hinzu.

Eine Weile hatte er ſo gelegen, da hörte er

helle, kichernde Stimmen — es waren auffallend helle Stimmen — zwei Geſtalten wurden ſichtbar, welche jetzt um die nächſte Wendung des Weges bogen — zwei junge Mädchen mit rothen erhitzten Geſichtern waren es.

Leo ſchlug an; die Frauen blieben erſchrocken ſtehen.

Der Jäger ſprang auf, glitt den Hang bis zum Wege hinunter und ging ihnen entgegen. Eine von ihnen hatte ein hübſches, aber unbedeutendes rundes Geſichtchen mit etwas zu großem Munde und ſchmalgeſchlitzten braunen Augen; die Andere, größer, eleganter gekleidet, zeigte dagegen feine, auffallend ſchöne, regelmäßige Züge, blonde reiche Locken und etwas wie ein Ausdruck von Kälte und Stolz, der ſich um die ſtarkgewölbten Lippen und die kräftig gezeichneten Naſenflügel gelagert. Sie trug einen Strohhut, mit friſchem Strauß von rothen Haide- und gelben Ginſterblüthen daran, in der Hand; die Andere, kleinere, trug einen Korb.

Während der Jäger dieſe Beobachtungen gemacht, hatte er ſie erreicht und, an die größere der Damen ſich wendend, ſagte er mit vollkommenſter Unbefangenheit:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich wage, eine Frage an Sie zu richten: ſind Sie nicht Jägern oder bewaffneten Leuten begegnet?“

Die Dame ſchüttelte den Lockenkopf; ſie ſchien ein Lächeln zu verbeißen; die Andere verſteckte ſich hinter ſie.

„Ich bin Wilderern auf der Spur,“ fuhr der junge Mann fort, „der Wald iſt unſicher — Sie ſcheinen die Gefahr nicht zu ahnen, welche Sie bedroht. Dazu wird es Abend: nehmen Sie meine Begleitung an!“

„Aber die Wilderer?“

„Eben vor ihnen möcht' ich Sie beſchützen!“

„Von einem Feinde wie Sie verfolgt, werden ſie mehr an ihre eigene Rettung, als an Beleidigung harmloſer Frauen zu denken haben,“ verſetzte die Dame mit einem leiſen Anfluge von Spott.

„Wenn ich nun mein Waldhüteramt geltend mache, das mir die Pflicht auflegt, Unheil in meinen Forſten zu verhüten — werden Sie dann meine Begleitung annehmen? Keinenfalls können Sie verwehren, daß ich Ihnen folge, um im Falle der Noth zu Ihrem Schutze nahe zu ſein.“

„Das kann ich freilich nicht — aber unſer Weg iſt durchaus nicht kurz!“

„Glauben Sie, daß ich ihn ſo wünſche?“

Der Jäger warf ſeine Büchſe über die Schulter und um ſeiner Galanterie die Krone aufzuſetzen, nahm er der Kleinen den Korb ab, welchen dieſe am Arme trug.

Das Mädchen erſchrak ſichtlich dabei und lehnte ſtotternd die Höflichkeit des Fremden ab. Der junge Mann aber hatte bei aller Zuvorkommenheit etwas ſo Entſchiedenes, daß ihm nicht zu widerſtehen war. In den Geſichtern der jungen Mädchen hatte ſich bis jetzt eine gewiſſe verſteckte Schelmerei geſpiegelt, in ihren Worten etwas Spöttiſches gelegen. Seltſamerweiſe war dieſer Ausdruck in Zügen und Reden plötzlich auf den jungen Mann übergegangen, ſeitdem er den Korb in der Hand trug.

Für dieſen Korb bezeigte übrigens auch Leo ein außerordentliches Intereſſe. Er ſchnupperte in allen Richtungen an dem Weidengeflecht umher.

„Sie müſſen den Weg zeigen,“ ſagte der Jäger nach einer Weile — „ich glaube, dort rechts hinab geht es in's Thal hinunter.“

„Kennen Sie Ihre eignen Wälder noch nicht?“

„Die Wälder wohl — aber nicht all ihre Pfade! — Doch auch etwas von dieſen," ſetzte der Jäger lächelnd hinzu. „Uebrigens bin ich in der That noch nicht lange genug hier, um alle Pfade und Stege zu kennen. Noch vor einigen Monaten dachte ich nicht im Traume daran, daß jemals ein ſo reſpectables Glied der Geſellſchaft aus mir werden würde, wie ein wohlbeſtallter Revierförſter iſt! Und dies Revier iſt groß. Ich habe faſt eine Quadratmeile kurfürſtlicher Waldungen zu beherrſchen, die tauſend Morgen des Barons Windſchrot, die freilich von dem alten Verſchwender grauenhaft verwüſtet ſind, nicht einmal gerechnet. Aber was meine Unterthanen, die Bäume, angeht, ſo glaube ich nicht, daß irgend ein Fürſt ſicherer ſein kann, jeden von den Seinigen ſo treu, feſt und Tag für Tag an ſeiner rechten Stelle zu finden! Das erleichtert die Regierung!"

Es mußte etwas in den Worten des Forſtmannes gelegen haben, was der jungen Dame die Luſt am Spott vollſtändig zu nehmen ſchien. Sie war erblaßt und ſah, wie um eine innere Bewegung zu verbergen, auf die Seite. Ihr Begleiter plauderte heiter in demſelben Tone fort:

„Und was meine Gerichtsbarkeit über Wilddiebe und Holzfrevler angeht," ſagte er, „ſo ſind ſie auf Gnade und Ungnade in meine Hand gegeben."

Die junge Dame beſchleunigte ihre Schritte.

„Auch können ſie ſich auf eine ſtrenge Behandlung von mir gefaßt machen — ich werde ihre Sünden gewiſſenhaft wägen, und finde ich ſie ſchwer, ſo ſchwer wie dieſen Korb zum Beiſpiel" — der Förſter wog den Korb in ſeiner Hand — „dann —"

„Nun dann?" ſtieß das Mädchen wie in haſtiger Angſt hervor.

„Doch das wird Sie nicht intereſſiren," verſetzte er; „laſſen wir das. Ich war im Begriffe, Ihnen zu erklären, weshalb ich mein eigenes Revier noch nicht vollſtändig kenne. Vor drei Monaten war ich noch hochgebietender Lieutenant in kurfürſtlich Trier'ſchen Dienſten — ſeitdem iſt mein Vater geſtorben; ich mußte mich nach einer einträglicheren Beſchäftigung umſehen, als ein paar Epauletten ſpazieren zu tragen, und weil ich als guter Waidmann galt, gab mir der Kurfürſt dieſe Stelle hier. Vor drei Wochen bin ich mit ſchwerem Herzen aus der Welt geſchieden und in mein einſames Forſthaus gezogen. Ich bin ein Einſiedler geworden und lebe wie Vater Lorenzo,

Kräuter pflückend, den Hirschen ihre Salzsteine legend und dem Schlage der Amsel lauschend. Der Harzduft der Fichten, die über mein Dach emporragen, entschädigt mich für die Patschouligerüche und den Ambra der Gesellschaftssäle. Und wenn ich gewußt hätte, zu welchen Begegnungen mein neuer Beruf mich führen würde, dann hätte ich ihn von Anfang an gesegnet!"

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdruck, der eine gewisse Innigkeit des Gefühls verrieth, und den Schluß seiner Worte nicht blos mit oberflächlicher Galanterie, sondern mit einer Wärme, daß seine Begleiterin nichts zu erwiedern wußte.

Nach einer Weile war das Ende des Waldes erreicht. Das Moselthal lag vor den Augen der Wandernden. Es war ein wunderbar schöner Anblick. An den prächtigen, dicht bewaldeten Bergwänden her schlängelte sich der dunkelblaue Fluß, die Abendröthe tauchte die Landschaft in ihre weichen und zarten Farbentöne. Der glühende Abendhimmel stand darüber, als ob seine lichten und kühn übereinander geworfenen Farbenströme den ernsteren und dunkleren Erdfleck da unten mit seinem Geschick,

jetzt den Schatten der Nacht verfallen zu ſein, verſöhnen wollten. Links in der Tiefe auf einem bis an den Fluß niederſteigenden Wieſengrunde erhob ein kleines Schloß Thürmchen und Giebel aus Gebüſch und Obſtbaumkronen; ein Haufen unanſehnlicher Hütten lag einen Büchſenſchuß weit davon entfernt, dicht am Fluſſe.

„Jetzt ſollen Sie keinenfalls weiter gehen," ſagte die Dame, „wir ſind im Angeſichte meiner Wohnung — dort iſt ſie!"

Sie deutete auf das Schloß.

„Dort? Sie ſind das Fräulein von Windſchrot?"

Die Dame machte eine leichte Verbeugung.

„Verzeihen Sie mir —" ſtammelte der Forſtmann verlegen.

„Darf ich um den Namen meines Beſchützers bitten?"

„Ich heiße Philibert Wolfskron, mein gnädiges Fräulein — hier, nehmen Sie," fügte er hinzu, den Korb ſeiner erſten Trägerin zurückgebend, die ſich bisher im Hintergrund gehalten hatte und augenſcheinlich die Zofe war — „ſollte ſich einmal in Ihrer Gegenwart eine Meinungsverſchiedenheit darüber erheben, in welcher Zeit Rebhühner geſchoſſen

werden müſſen, ſo behaupten Sie nur auf meine Autorität hin, in dem Monate, in welchem wir jetzt ſtehen, ſei es in bedenklicher Weiſe zu früh!“

Der Forſtmann machte Fräulein von Windſchrot eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und war nach wenig Augenblicken im Dunkel ſeiner Wälder verſchwunden.

II.

Als der Jäger ſie verlaſſen hatte, eilten die beiden Mädchen doppelt haſtigen Schrittes dem kleinen Schloſſe zu, das ſich, je näher man kam, deſto mehr als ein ſehr verfallener Edelhof von altfränkiſcher Bauart zeigte.

„Das Herz hat mir ſtillgeſtanden, als er mir den Korb aus der Hand nahm,“ ſagte die Zofe, tief Athem ſchöpfend.

„Das Wild iſt theuer erkauft — in meinem Leben wag' ich's nicht wieder!“ flüſterte das Fräulein, ſich nach dem Forſtmanne umſchauend.

Als Fräulein von Windſchrot an der Schwelle ihres Hauſes ſtand, zog ſie einen Schlüſſel hervor und öffnete die verſchloſſene Eingangsthüre. Keine

Seele, nicht einmal der Gruß eines Dienſtboten empfing ſie. Die Räume waren verlaſſen, dunkel, nackt, einige mit altmodiſchen Meubeln höchſt nothdürftig beſetzt und dadurch ſahen ſie doppelt ſo groß und ſo öde aus. Andere waren vollſtändig ausgeleert. Es war unheimlich in den Stuben und Gängen, unheimlich wie in einem Hauſe, das ſeit Jahren zu vermiethen ſteht, und das keinen Einwohner findet, weil Niemand Luſt hat, in den weiten, kalten, ſpukhaften Gelaſſen zu wohnen.

Die beiden Bewohnerinnen, die Herrin wie die Zofe, hatten ſeit mehreren Tagen einen hartnäckigen Krieg mit Staub und Spinnengeweben geführt, der aufgewaſchene Boden war in vielen Zimmern noch feucht, aber das alte Haus hatte ſich ſein hiſtoriſches Recht, an vergangene Herrlichkeit zu mahnen, nicht nehmen laſſen. Da die Fenſterläden geſchloſſen waren, und die Dämmerung alſo nur ein unendlich dürftiges Theilchen Licht in die alten Gelaſſe kommen ließ, ſo hatte Alles einen deſto ſchauerlicheren, geſpenſtiſcheren Character.

Leonore von Windſchrot ſuchte ein Eckzimmer im erſten Stock auf. Wie auf der Flucht vor einem Feinde, der alle übrigen Theile der Feſtung bereits

eingenommen hat, schien sich Alles, was von Wohnlichkeit und Eleganz in diesem „Schlosse" noch zu finden, hier wie in seinen letzten Versteck zurückgezogen zu haben. Ein großes Himmelbett mit grünen Sergevorhängen, ein Marmortisch mit geschnitzten und vergoldeten Füßen, darüber ein Spiegel, nach alter Mode von einer, aus einzelnen kleinen Spiegelgläsern zusammengesetzten Cartouche umrahmt — dann ein Sopha mit krummen Dachsbeinen und verschossenem Calicotüberzuge — Fensterverhänge von demselben Zeuge, nur um einige Grade im Wettkampf, wer zuerst zu vollständigem Grau verblichen, dem trägen Lotterbett voraus — das waren die Hauptbestandtheile dieser Einrichtung.

Leonore warf sich ermüdet nieder und nachdem sie das Mädchen mit einigen Aufträgen fortgesandt, legte sie den Kopf auf die Sophalehne, um träumerisch in die grünen Laubwolken vor den Fenstern zu blicken, welche im Abendwinde hin- und herschwammen.

Das Herz war ihr unendlich schwer. Leonore stand vor einer furchtbaren Aufgabe, welche sie sich zu lösen vorgenommen und an der ihre Kräfte zu erlahmen drohten. Und doch — sie durften — sie

ſollten nicht erlahmen, dieſe Kräfte — das Opfer, welches ſie bringen ſollten, galt ja dem einzigen Weſen auf Erden, an welchem Leonorens Herz hing — dem langentbehrten, einzigen, mit einer ungeſtümen Leidenſchaft geliebten Bruder.

Um Leonorens Lage zu erklären, müſſen wir den Leſer einen Blick in die letzten Blätter der Familienchronik des Hauſes Windſchrot thun laſſen. Was auf den früheren Blättern ſteht, iſt ohne Intereſſe für ihn; es iſt darin von nichts anderm die Rede, als von ſehr tapferen Rittern und geſtrengen Gutsherren, von züchtigen Frauen und in's Kloſter gegangenen Tanten, von erlegten Hirſchen mit höchſt ſeltſamen Geweihen, von Geburten und Hochzeiten und vielen andern der Familie zu Ruhm und Ehren ausgeſchlagenen Ereigniſſen dieſer Art. Erſt mit dem Vater Leonorens erhebt ſich aus der reichen Nomenclatur heimgegangener Barone von Windſchrot eine originelle und ganz aus der Art ſchlagende Phyſiognomie.

Stephan Heribert von Windſchrot war nämlich ſchon als Knabe ein ſchwer zu lenkender Querkopf. Es war nicht möglich geweſen, von den ehrwürdigen und weiſen Grundſätzen, welche bisher die un-

abänderliche Richtſchnur aller Windſchrote gebildet und die Ehre des Hauſes in allen ſchwierigen Lagen und kritiſchen Augenblicken oben erhalten hatten etwas ſeinem durchaus räthſelhaften Charakter einzuprägen. Der würdige Stolz ſeiner Ahnen fehlte ihm vor allen Dingen ganz und gar. Er kannte kein größeres Vergnügen, als ſich mit den Bauernbuben im Dorfe umherzutummeln und gleich ihnen mit bloßen Füßen umherzulaufen. Als er größer wurde, verſtärkten ſich dieſe gemeinen Neigungen nur immer mehr; ſie erſtreckten ſich bald nicht allein über die Buben, ſondern auch über ihre Schweſtern; und weit entfernt, durch dieſe Erweiterung an Innigkeit abzunehmen, wurden ſie nur immer ſcandalöſer. Kurz, dem Hauſe Windſchrot war in ſeinem jüngſten Sproſſen ein wahrer Taugenichts erblüht, welcher aller pädagogiſchen Weisheit, die ſich an ihm erproben wollte, eine glänzende Niederlage beibrachte. Stephan wurde endlich nach Mainz geſandt, um bei den Pagen des kurfürſtlichen Hofes unter ſtrenger Zucht Sitte und cavaliermäßiges Benehmen zu lernen. Der Pagenhofmeiſter erklärte nach einem halben Jahre, daß er des Ausbundes nicht mehr Meiſter werden könne. Man übergab

ihn nun einem Jesuitencollegium zur Erziehung; nach einem Jahre entließen ihn die frommen Väter, weil sie vollständig daran verzweifelten, den Wildfang in die Fußstapfen des heiligen Aloysius, dieses ihres Spiegels seraphischer Lebensheiligkeit, treten zu sehen!

So kehrte Stephan Heribert in das Schloß seiner Väter zurück — aber freilich nicht ganz derselbe Mensch mehr, als welcher er ausgezogen war. Der wilde Tollkopf war er noch immer, aber die Neigung zu offener Empörung hatte sich mit einem Hange zu stiller Tücke einträchtlich zusammengefunden: er war neben seinen früheren überaus glänzenden Eigenschaften auch noch verstockt, rachsüchtig und schadenfroh geworden und die seraphische Erziehungsmethode hatte — das war unverkennbar — immerhin einige bleibende Spuren zurückgelassen.

Als unsere edle Pflanze zur Freude Gottes und der Menschen bis zu einem Alter von zweiundzwanzig Jahren emporgeblüht war, suchten ihm seine Aeltern eine Frau aus. Da sie hübsch war und einiges Vermögen besaß, zeigte er bei dieser Gelegenheit nichts von seinem sonstigen Widerspruchsgeiste, sondern ließ sich die sämmtlichen, bei einer

ſolchen Veranlaſſung üblichen Verhandlungen und Ceremonien auf's Geduldigſte gefallen. Auch beſchenkte er ſeine Gattin in höchſt anſtändiger Weiſe mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter; dann aber kümmerte er ſich nicht weiter um ſie und ließ ſie ſtill und langſam in Langerweile und Gram ſich verzehren, bis ſie nach einer Reihe von Jahren wie ein zu Ende gekommenes Licht lautlos und ohne Klage erloſch. Es war eine Wohlthat des Himmels, daß er ſie zu ſich nahm. Denn da ſchon vorher ihre beiden Schwiegerältern zu Grabe gegangen und Stephan Heribert ſomit Baron von Windſchrot und unumſchränkter Herr ſeines Allodialguts geworden, ſo hatte ein Leben auf dem einſamen Schloſſe begonnen, in welches eine ſtille, ſtreng erzogene Frau nicht paßte. Baron Windſchrot beſchloß nämlich, ſobald er unabhängig geworden, ſich das Landleben durch die Freuden der Geſelligkeit zu verſüßen und in ſeinem Hauſe den Grundſatz unbedingter Gaſtlichkeit einzuführen. Aber, weiß der Himmel wie es kam, die nächſten Gutsnachbarn, ſolide Leute von Ehre und Reputation, zeigten ſich alle insgeſammt als höchſt ſauertöpfiſche Geſellen, und von der Gaſtlichkeit des Hauſes Windſchrot machten nur

eine Horde kurioſer Burſche, die ſich weither zuſammenfanden, Gebrauch: alte Fuchsjäger, die all' ihr Pulver verſchoſſen hatten und unverſchämt lügen konnten; außer Dienſt gekommene Hofcavaliere, welche den alten Spruch: ora et labora, mit „ſpiele und fluche" überſetzten — ein caſſirter Huſarenrittmeiſter, der beachtenswerthe Kenntniß in der natürlichen Magie beſaß, und ein alter ruinirter Krautjunker, der ſich ſeinen Lebensabend durch außerordentliche Thätigkeit im Ausſtopfen aller möglichen Arten von Eulen und Habichten verſüßte — das waren die Stammgäſte des Barons, der einen theuern Eidſchwur darauf ablegte, daß es unmöglich ſei, eine Tafelrunde von ergötzlicheren alten Narren zuſammen zu bringen.

Herr von Windſchrot lebte mehrere Jahre lang mit ſeinen heitern Freunden in Fülle und Freudigkeit, bis er zu ſeinem Entſetzen inne wurde, daß die Hofcavaliere ihm ſeine ſämmtlichen Renten aus den Händen geſpielt, der Rittmeiſter durch ſeine natürliche Magie Aecker und Wieſen in Rauch aufgehen laſſen und der Krautjunker an die Stelle von Habe und Gut ihm eine höchſt übelriechende

Sammlung von nichtsnutzigen Sperbern und Käuzen hinterlaſſen hatte.

In dieſer Lage begann er nachzudenken und ſeinen Geiſt auf die Betrachtung ſeiner häuslichen nicht nur, ſondern auch der allgemeinen Weltzuſtände zu richten, die er plötzlich höchſt unnatürlich und widerſinnig fand. Es gibt Lagen im Leben, in welchen man ſich im Stande fühlt, mit großem Vergnügen und unbedingter Heiterkeit dem ganzen Aufbau der menſchlichen Geſellſchaft mit einem Fußtritt den Garaus zu machen, wenn dies denkbarerweiſe irgend möglich wäre. Aber Herr von Windſchrot mußte mehr thun, als ſich ſolchen angenehmen, ſeiner Stimmung zuſagenden Phantaſien hingeben: er mußte handeln. Um eine Anleihe zu bewerkſtelligen, begab er ſich in die Heimath ſeiner ſchönſten Jugenderinnerungen, ſeiner Pagenſtreiche nämlich, nach Mainz. Aus der Anleihe wurde hier nun freilich nichts, da weder Chriſt noch Jude ſich geneigt finden ließ, auf die zu Grunde gewirthſchaftete Windſchrot'ſche Baronie ſein gutes Geld herzugeben. Aber der plötzlich in ſo hohem Grade erweiterten ſocialen und politiſchen Intelligenz unſeres Mannes kam hier ein Kreis von Leuten entgegen

welche für den Baron von Windschrot gerade, wie ausgesucht, die rechten Leute waren. Nicht daß sie so amusante Gesellen und unüberwindliche Zechbrüder gewesen wären, wie seine jetzt in alle vier Winde zerstreuten Freunde, die ihn zu Grunde gerichtet hatten, waren — wenn auch nicht zu leugnen stand, daß der kleine Dorsch, ihr hochgebietender Präsident, es an Wunderlichkeit mit jedem Kauz in der Welt aufnehmen konnte: aber dafür wußten sie die rechten Worte und Gedanken auszusprechen, welche Windschrot's innerstes Herz bewegten, und verstanden es, Pläne und Anschläge zu machen, die seine tiefsten Seelenwünsche befriedigten. Bald war er einer der eifrigsten und verwegensten unter ihnen; keiner machte höhere und ausdrucksvollere Sätze — Sprünge, in welchen die ganze Metaphysik der „Freiheit und Gleichheit" lag — wenn die Carmagnole um den Freiheitsbaum getanzt wurde, und keiner entwickelte donnerndere Lungen- und Zungenkraft, wenn der fabelhafte „rheinisch-deutsche Nationalconvent" seine Sitzungen hielt.

Aber ach, dem deutschen Nationalconvent war eine kurze Lebensdauer beschieden! Die Preußen rückten vor Mainz und machten ihm ein Ende.

Glücklicher als viele andere seiner Schicksalsgenossen, welche dem General Kalkreuth in die Hände fielen, wußte Windschrot in der Montour eines französischen Soldaten mit den abziehenden Franzosen aus Mainz zu entkommen. Er begab sich mit ein Paar andern Flüchtigen nach Paris und verließ es nach drei Tagen wieder, von Angst und Schrecken ergriffen, da er mitten in die Greuel des Terrorismus hineingerathen war und nachdem er das blutige Haupt seines Freundes Adam Lux gesehen. Er suchte seine Heimat wieder zu erreichen. Nach einer gefahrvollen Wanderung endlich in Trier angekommen, wurde er erkannt und sofort verhaftet. Jetzt saß er in Trier im Gefängnisse.

Baron Windschrot hatte zwei Kinder, Joseph und Leonore. Beide waren von einer unverheiratheten Tante erzogen, welche nach dem Tode ihrer Mutter dem Haushalt des Barons vorstand. Diese Tante war eine strenge, adelstolze, gottesfürchtige Dame, die es sich zur Aufgabe setzte, das junge Blut vor dem Verderben zu bewahren, womit das Beispiel des Hausherrn es bedrohte. Gottlob, diese Aufgabe zeigte sich nicht schwer. Die beiden Kinder waren zwar nicht übermäßig lenksam und geduldig, sondern

bewieſen beide, daß ſie in hohem Maße das beſaßen, was man bei Kindern Eigenſinn und bei Erwachſenen Character nennt. Aber da nichts leichter in Kindern zu erwecken iſt, als gerade Geburtsſtolz und Hochmuth, ſo ſah die geſtrenge Stiftsdame ihre Bemühungen, in den kleinen Windſchrot's das Bewußtſein ihrer Würde und ihres Standes wachzurufen, das ſie vor den gemeinen Neigungen des luſtigen Papa's ſchützen ſollte, mit dem ausgeſprochenſten Erfolge gekrönt. Joſeph und Leonore trugen in der That ihre kleinen Näschen ſo hoch, daß es eine wahre Freude anzuſehen war; der Bube wurde ſo vorwitzig, das Mädchen ſo ſchnippiſch und naſeweis, daß es zehn Meilen in der Runde nichts Aehnliches von trutziger Vornehmheit unter Fräulein und Jünkerchen gab.

„Gott ſchütze ſie," ſagte die Tante in ſtolzer Selbſtzufriedenheit mit ihrem Werke; „ſie werden den Namen Windſchrot ſchon wieder zu Ehren bringen!"

Joſeph war neunzehn Jahre alt, Leonore ſiebzehn, als die pecuniären Verhältniſſe des Barons ſich in einer Weiſe verwirrt zeigten, daß die Tante in ihr Stift zurückzukehren für gut fand und Joſeph von der Univerſität, wo er den Studien oblag, zu-

rückberufen werden mußte, weil der Vater kein Geld für seine Bedürfnisse mehr aufzubringen vermochte. Dies war ein furchtbarer Schlag für den hochmüthigen jungen Mann. Er glaubte sich in den Augen aller seiner Mitstudirenden geschändet, und ohne von Einem derselben Abschied zu nehmen, eilte er in verzweifelter Stimmung heim. Als er zurückgekehrt war, hatte er eine furchtbare Scene mit dem Vater. In der Leidenschaft seines gekränkten Stolzes, die furchtbar auflohte, als er aus seines Vaters halben Geständnissen die ganze Wahrheit schließen mußte, vergaß er sich bis zu Schmähungen und Ausdrücken, welche der alte Verschwender mit Schlägen seiner Reitpeitsche strafen wollte. Joseph zog, seiner nicht mehr mächtig, zur Abwehr den Degen wider seinen Vater und dann verließ er mit stolzen Schritten das Zimmer, verfolgt von den Flüchen und donnernden Verboten des Alten, je wieder in seinen Gesichtskreis zu kommen.

Der junge Mann flüchtete sich mit der Last seines Herzens und seinem Ingrimm zu seiner Schwester. Leonore suchte ihn zu beruhigen, aber sie gewahrte bald, daß ihre sanften Worte keine Macht hatten über den Sturm, der in ihm tobte. Sie empfand

dies tief. Ihr Vater hatte sich nie um sie und die Gefühle ihres Herzens gekümmert; sein Anblick schüchterte sie ein; er war ihr fremd, als ob eine Welt zwischen ihr und ihm liege; so hatte sie alle Empfindungen ihrer jungen Seele dem Bruder zugewendet. Sie liebte nur ihn, sie kannte nur ihn, — er war ihr Stolz, ihre Zuversicht, die Hoffnung ihrer Zukunft, der Mittelpunkt ihrer Träumereien. Desto tiefer schmerzte es sie, daß sie jetzt so ganz ohne Einfluß auf ihn sei, daß ihre schmeichelnden, flehenden, beschwörenden Worte nicht vermochten, seine Gedanken von einem düstern und verzweifelten Plane abzulenken, den er in sich herumwälzte.

„Schweig, Leonore, ich bitte Dich," sagte er barsch und heftig im Zimmer auf- und abstürmend, während Leonore sich blaß und verweint in eine Fensterecke drückte: „ich bitte Dich, schweig und mache mich nicht noch toller. Daß ich etwas thun muß, siehst Du ja — und was sollte ich Besseres, Entscheidenderes thun? Ich will ein großes, ein unerhörtes Opfer bringen, ein Opfer, das den Zorn des Schicksals, welches uns verfolgt, versöhnen muß; ich will mich tief erniedrigen, ich will zum Ellenritter werden! aber fern, fern von hier, wo Niemand meinen Namen

kennt; ich will wie ein ſchmutziger Wucherer, wie ein Jude auf Gewinn ausgehen; ich will meine Seele verkaufen, wenn mir Einer Geld dafür gibt, Geld, Geld, viel Geld! Glaubſt Du nicht, daß es mir gelinge? O, es ſteckt ein geheimer magnetiſcher Zug im Gelde, der es dahin führt, wo man es liebt! Ich will nach Batavia gehen. Dort ſterbe ich — und daran liegt mir nichts — oder ich bin reich nach fünf Jahren und dann kehre ich heim und bezahle die Schulden meines Vaters, die uns hier mitten im Beſitze einer ſolchen Baronie zu verachteten Bettlern machen. Ja, bei Gott — ich will ſehen, ob ich den Namen und die Ehre meines Hauſes wieder zu dem ſtolzen Glanze bringen kann, den ſie ſo viele Generationen hindurch gehabt haben und der in dieſem ſchmachvollen Jahrhundert ſich verdunkelt, ſobald der Glanz des Geldes ſich nicht mehr damit paart!

Von dieſem abenteuerlichen Plan vermochte Leonore ihren Bruder nicht mehr abzubringen. Die Tante Stiftsdame mußte eine Summe Geldes dazu herſchaffen und brachte außerdem einige Empfehlungsſchreiben an holländiſche Häuſer zuſammen. Joſeph reiſte damit wirklich ab. Er ging aus der Heimat fort, ohne von ſeinem Vater Abſchied genommen zu

haben. Dieſer ſchlug ihm erleichtert ein Kreuz nach und war froh, den einzigen Menſchen in der Welt, unter deſſen ernſten, kalten Blicken er ſich ſeit je unbehaglich fühlte, los zu ſein.

Joſeph war lange, lange fort, ohne daß er eine Zeile herüberſchickte, ein Wort von ſich hören ließ. Leonore war in tödtlicher Angſt um ihn. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ein Kaufmann hatte noch nie in einem Baron von Windſchrot geſteckt, und wie ſollte der hochfahrende, trotzige Joſeph das rechte Holz ſein, einen Speculanten daraus zu ſchnitzen? Und dann dies Batavia mit ſeinem mörderiſchen Klima! Und Joſeph mit ſeinem reizbaren händelſüchtigen Naturell! Sie konnte nicht an ihn denken, ohne daß ihre Augen ſich mit Thränen füllten. Und wie oft dachte ſie an ihn!

Kurz nach Joſeph's Abreiſe war es, daß, wie wir oben berichteten, der Vater ſich nach Mainz begeben. Auch von ihm hörte ſie kaum etwas, höchſtens einen kurzen Gruß, der in ſeinen Briefen an den Verwalter als Nachſchrift eine juſt übrig gebliebene weiße Stelle des Papiers füllte. Deſto mehr hörte ſie von ſeinen Gläubigern, welche endlich gerichtlich einſchritten und ſein Gut zum Verkaufe

ausbieten ließen, während er selbst sich sorglos den Heiterkeiten der Carmagnole und den lustigen Tönen jenes kräftigen „Ca ira“ hingab, das seine verdammten Philister von Standesgenossen, die ihn zu meiden und zu verachten gewagt hatten, mit so vielem Nachdruck an die Laterne verwünschte.

Das Gut Windschrot wurde für eine sehr geringe Summe vom Kurfürsten von Trier angekauft, der daraus mit andern Gütern ein Familienfideicommiß für einen Neffen zu stiften vorhatte; der bisherige Verwalter des Barons wurde in kurfürstlichen Dienst genommen und die Besitzung der Oberaufsicht des nächsten kurtrier'schen Stiftskellnereivorstandes und Landrentmeisters übergeben.

Und Leonore? Was sollte nun aus Leonore werden? Die alte Tante war zu hohen Jahren gekommen und hatte keinen Platz für sie in ihrem Stifte. Wie so viele Menschen hatte sie, gleich einem zunehmenden Baume, mit jedem Jahre einen stärkeren Ring angesetzt — von Egoismus und Kälte. Sie hatte nicht Lust, in einem anmuthigen jungen Wesen einen Spiegel ihrer verschwundenen Glanzzeit sich Tag für Tag gegenüber sitzen zu sehen! — Andere Verwandte, mit denen die Familie

in freundlichen Beziehungen geſtanden hätte, waren nicht da. Bis ein paſſendes Unterkommen gefunden, mußte Leonore mithin auf dem Gute bleiben, geſchützt von der Großmuth des treuen Verwalters, der ihr vom Landrentmeiſter die Vergünſtigung erwirkte, bis auf weiteres unter dem verlaſſenen Dache ihrer Ahnen ein kleines Stübchen bewohnen zu dürfen.

In dem gänzlichen Ruin ihrer Familie mußte jetzt für Leonore der einzige Troſt liegen, wenn ſie an Joſeph's Untergang dachte. Der Himmel hat ihm erſpart, dieſe Demüthigung zu erleiden, ſagte ſie ſich; er hat es nicht erleben ſollen, ſeinen Vater in den Reihen rebelliſcher Thoren und den Herd ſeiner Vorfahren, die Heimat eines ritterlichen Geſchlechts, in fremden Händen zu ſehen. Es iſt gut, daß ſein Auge ſich geſchloſſen, ehe der Schild, auf dem nie ein Flecken gehaftet hat, von ſeiner ſtolzen Stelle am Giebel unſeres Schloſſes niedergeworfen und zertrümmert wurde!

Je ärmer und verlaſſener Leonore geworden, deſto höher war ihr Adelſtolz gewachſen — es war ja ihr letztes Beſitzthum, das Einzige, was ſie aus dem Schiffbruch retten konnte.

In dieſer Lage befand ſich Leonore, als ſie im Laufe einer und derſelben Woche drei Nachrichten erhielt, von denen eine immer erſchütternder auf ſie wirkte, als die andere. Ein Brief der Tante meldete ihr, daß eine reiche, ältliche Dame ohne Kinder ſie als Geſellſchafterin zu ſich nehmen wolle, ſobald ſie von der Badereiſe zurückgekommen, welche ſie anzutreten beabſichtige. — Es war alſo vom Schickſale unwiderruflich beſchloſſen — Leonore ſollte das Brod der Dienſtbarkeit eſſen! — Wie viel Andere hätten bei einer ſolchen Lage in der Nachricht eine Botſchaft des Glücks geſehen: Leonoren war es eine demüthigende Hiobspoſt. Das Unglück weckt das Selbſtbewußtſein, und doch führt es dann immer einen Schlag nach dem andern wider dieſes Selbſtbewußtſein, als verfolge es in ſeinem eigenen Kinde eine empöreriſche Macht, die es nicht dulden wolle und völlig zernichten müſſe. Dies iſt das Geheimniß jedes Kampfes zwiſchen dem Individuum und der dämoniſchen Macht, welche wir Unglück nennen. Das Sprichwort deutet ſeine Ahnung davon mit den Worten an: „Ein Unglück kommt nie allein.“ Die Praxis des Lebens ſcheint dieſe Ahnung in noch ſtärkerem Maße zu beſitzen. Man

erbarmt ſich nur des Unglücklichen, der in Sack und Aſche einhergeht. Wer das Unglück verbirgt und ſtolzer Stirne, lächelnden Mundes duldet, den meidet man und die Menſchen ſchmähen ihn. Man ſcheint zu ahnen, daß ihm tiefere Demüthigungen noch bevorſtehen, daß er ſie ſelbſt auf ſich herabbeſchwört! Oder zürnen wir ihm, daß er uns einen ſtillen phariſäiſchen Triumph, den wir hofften, nicht gönnen will?

Der zweite Schlag, der Leonoren traf, als es ihr kaum gelungen, von dem erſten ſich zu erholen und ihr gekränktes Selbſtbewußtſein auszuheilen, war in einem Briefe ihres Vaters enthalten. Er ſchrieb ihr, daß er gefangen, ſchrieb aus ſeinem Gefängniſſe — der Brief enthielt ſonſt nicht viel anderes als Schmähungen auf den tyranniſchen Fürſten, der ihn gefangen halten laſſe und ſich ſeiner Güter bemächtigt habe — Baron Windſchrot, ſchien es, war überzeugt, er ſei das unglückliche Opfer eines teufliſchen Complotts, das ihn um ſeine Habe und ſeine Freiheit gebracht. Zum Schluſſe verlangte er von Leonoren eine Menge Sachen und Gegenſtände, von denen ſie nicht ein Zehntel ihm zu verſchaffen im Stande war.

Die dritte vollständig überwältigende Nachricht, welche das arme Mädchen erhielt, kam in einem Briefe an, der das Postzeichen Amsterdam trug. Es war die Hand ihres Bruders, die diesen Brief geschrieben hätte. Alles Blut strömte zu ihrem Herzen zurück, als er ihr übergeben wurde. Sie wollte einen Freudenschrei ausstoßen — der Athem fehlte ihr. Ihre Knie zitterten, sie mußte den Brief eine Viertelstunde lang in den Händen halten, an die Brust drücken, mit ihm im Zimmer auf- und ablaufen — endlich wurde es klar vor ihren Augen; — sie las — sie las Freude, Jubel und — Schrecken aus dem Briefe! Und doch war sein Inhalt von Anfang bis zu Ende nur eine Freudenbotschaft. Joseph war glücklich nach Batavia gekommen. In dieser Hauptstadt hatten sich freilich bald seine Hoffnungen auf indische Reichthümer bedeutend herabgestimmt, nach einigen Monaten waren sie sogar vollständig zu Wasser geworden. Im Begriff, sich um die Stelle eines Correspondenten in einem Handlungshause zu bewerben, hatten ihn seine Empfehlungsbriefe in das Haus eines Handelsherrn geführt, der damit beschäftigt war, seine Reichthümer aus den Unternehmungen, die sie ihm er-

worben, zurückzuziehen, um nach Europa heimzukehren und in Amſterdam das Leben eines Nabobs zu führen. Mynher und Myjouffrow hatten eine Tochter, ein ſchönes, gutes, natürlich ſehr verwöhntes Mädchen; Joſeph hatte ihr den Hof gemacht, er hatte um ſie geworben und in der That ihre Hand erhalten — er, der arme Glücksjäger! Hatte die Leidenſchaft die unermeßliche Kluft zwiſchen ihm und dem Manne von ſo und ſo viel Tonnen Goldes ausgefüllt? Bewahre — wie hätten die milden, anſtändigen Regungen in der Bruſt der jungen Holländerin einen ſo fürchterlichen Namen verdient! Es war etwas anderes, das für Joſeph ſprach — es war ein tönendes Wort, das allen Goldklang der Welt aufwog — und man kann dreiſt annehmen, daß Joſeph keine Gelegenheit verabſäumt hatte, dieſes Wort voll und kräftig tönen zu laſſen!

Es hieß Baron!

In Batavia war der alte Holländer mit ſeinen Plantagen, ſeinen Schiffen, ſeinen Hunderten von Sclaven, über deren Tod und Leben er Gewalt hatte, ein Fürſt. Für Europa gab er ſeine Tochter hin um den Namen: „Gnädige Frau.“

Joſeph hatte ſich in Batavia möglichſt ſchnell trauen laſſen, die Familie hatte jetzt glücklich Amſterdam erreicht, und während die Schwiegereltern mit der Einrichtung eines eben erſtandenen großen Hauſes beſchäftigt waren, ſollte Joſeph mit ſeiner jungen Frau ſein Stammgut beſuchen. Dann nach kurzem Aufenthalt ſollten ſie zurückkehren und bis zum Tode der Schwiegereltern bei ihnen in Amſterdam wohnen, da dieſe es zur Bedingung im Ehecontracte gemacht, daß die einzige Tochter ſich nicht von ihnen trenne. „Ich ſehne mich danach," ſchrieb Joſeph, „aus der Atmoſphäre dieſer Geldmenſchen fortzukommen und auf meinem Stammſchloß die reine Luft zu athmen, welche meinem durch dieſe Verbindung gedemüthigten Herzen wohl thun wird. Inmitten meiner einſtigen Gutsunterthanen will ich fühlen, daß ich trotz der Frau an meiner Seite, mit ihrem lächerlichen Butterquirl im Signet, der Sohn und Erbe meiner Väter bin. Meine gute Frau iſt geſpannt auf meine Heimat. Sich als Frau von Windſchrot auf ihren Gütern zu ſehen, macht ſeit Monaten das Ziel ihrer liebſten Träumereien aus. Du kannſt Dir denken, liebe Leonore, daß ich in meinen Schilderungen meinem Herkommen und mei-

nem Vaterhauſe kein Unrecht gethan habe. Darum bitte ich, meine theure Schweſter, biete Alles auf, was in Deiner Macht ſteht, um meine Schilderungen nicht Lügen ſtrafen zu laſſen. Meine Frau iſt verwöhnt. Darum ſieh zunächſt vor allen Dingen nach der Einrichtung der Zimmer, welche Du uns anweiſeſt. Ich denke, die Reihe Gemächer nach dem Baumgarten hinaus, welche der Rittmeiſter bewohnte, iſt am paſſendſten. Oder haben ſeine Eſſenzen und Kochereien die blaue Tapete des Vorſaals zu ſehr ruinirt? Laß die Bauern aufbieten, ſie mögen immerhin einige Frohntage auf das folgende Dienſtjahr voraus leiſten. Es iſt durchaus nöthig, daß der Garten in vollſtändige Ordnung gebracht werde, daß man den Weg in der großen Allee fahrbar mache, und vor allen Dingen, daß der Schloßgraben ausgeſchlammt und das Schilf, welches ſchon während meiner Anweſenheit ihn ganz ausfüllte, daraus entfernt werde.

An den Vater ſchreibe ich nicht. Bereite ihn auf meine Ankunft vor. Ich überlaſſe es ihm ſelbſt, ob er dem Sohne, der einſt mit ſeinen Tonnen Goldes wird intercediren müſſen, um die Löcher zu ſtopfen, die ſein unbegreiflicher Leichtſinn aufgeriſſen,

ein freundliches Geſicht machen will! Adieu, Theuere auf Wiederſehn! Allen Berechnungen nach werden wir am 14. Abends bei Euch eintreffen.

Dein treuer Bruder Joſeph."

Leonoren fiel das Blatt aus den Händen, als ſie es mit Mühe bis zu Ende geleſen. Sie war in einen wahren Sturm von Aufregung verſetzt. Die Freude über ſein Leben, ſein Glück; der Kummer, daß nicht ein Wort der Liebe für ſie im ganzen Briefe ſtand; die Eiferſucht auf eine junge, ſchöne Frau, die keine Stelle in ſeinem Herzen ihr übrig gelaſſen zu haben ſchien: endlich, alles Andere niederdrückend, die Angſt, die unſägliche Angſt vor dem Wiederſeh'n und der Enttäuſchung, die es für den nichts ahnenden Bruder haben mußte — das Alles wirbelte in ihrem armen Kopfe durcheinander.

Je mehr aber Leonore ſich zu klarer Beſinnung und unbefangenem Ueberblick ihrer Lage aus dem Sturm und Drang ihrer erſten Empfindungen emporarbeitete, deſto feſter bildete ſich ein Entſchluß in ihr aus, deſto feierlicher gelobte ſie ſich, Alles aufzubieten, um dieſen Entſchluß durchzuführen.

Joſeph und ſeine junge Frau ſollten nichts erfahren von der wahren Lage, worin ihr Vater, ihr

Erbgut, worin Leonore ſelbſt ſich befand. Der Holländerin ſollten dieſe Verhältniſſe auf ewig, dem Bruder ſo lange es irgend möglich verborgen bleiben.

Der arme Bruder! Zur Rettung ſeines Stammguts, zur Bewahrung des ehrenvollen Ranges, den ihm dies Beſitzthum unter der Ritterſchaft des Landes gab, zur Erhaltung der Ehre ſeines Namens hatte er ſo viel geopfert: er hatte Gefahren und Tod getrotzt, war über's weite Meer deshalb gezogen, er hatte ſeinen Adel verleugnet und Knechtesdienſte im Hauſe eines grauſamen Herrn, des Mammon, geſucht; er hatte ſich erniedrigt ſo tief, daß er den Bund mit der Tochter eines Kaufmanns als ein Glück betrachten mußte. Und jetzt, wo er heimkehrte, um an dem Herde ſeiner Ahnen, unter den Erinnerungen und Traditionen hoher Stammesehre ſeinen gerechten Stolz von ſo viel Wunden heilen zu laſſen, ſollte Leonore ihm das Thor dieſer Heimat mit einer Hiobspoſt ſchließen? Er ſollte nach ſolchen Opfern den Vater im Gefängniſſe, ſeinen Namen durch eine Schmach gebrandmarkt finden?

Und dann die junge Frau! und ihre Eltern! Joſeph war in ihren Augen verloren, wenn ſie die

Wahrheit erführen. Die Tochter des Kaufmanns, dieſe geldſtolzen Holländer plebejen Herkommens — Herr im Himmel, was würden ſie ſagen! Es handelte ſich darum, ob Joſeph in ihren Augen der Baron Windſchrot mit aller der vornehmen Herrlichkeit, die er gewiß beredten Mundes zu ſchildern gewußt hatte, oder ob er ein Schwindler und Betrüger ſein ſollte. Da war kein Mittelding denkbar — in den Augen ſolcher Menſchen wenigſtens.

Leonore ging lange mit ſich zu Rathe. Dann rief ſie ihre treue Gertrude herbei. Gertrude war die Tochter der Kammerfrau ihrer Mutter; ſie war Leonoren ergeben mit Leib und Seele; ihr konnte die Hälfte der Aufgabe anvertraut werden. Als ihr Leonore den Plan mitgetheilt hatte, ſchüttelte ſie anfangs muthlos den Kopf. Als aber das Fräulein ihren feſten Willen ausdrückte, der keinen Widerſpruch duldete, ſchien ſie nach und nach Zuverſicht und Luſt zu bekommen. Sie entwickelte endlich noch obendrein eine gewiſſe zofenhafte Erfindungsgabe, die ſich höchſt nützlich bewies, und hatte Einfälle, welche ihrer Herrin zu wahrem Troſte gereichten.

„Das Haus ſieht fürchterlich aus, das iſt wahr,“

ſagte ſie — „aber wer weiß, ob die junge Frau nicht äußerſt kurzſichtig iſt!“

„Wenn das wäre“ — verſetzte Leonore ungläubig.

„Und wenn Sie fürchten, daß irgend Jemand den Verräther ſpiele — ſo denken Sie nicht, daß ſie eine Holländerin iſt, mit der Niemand hier ſich unterhalten kann. Vielleicht ſpricht ſie gar nur batavianiſch, und obwohl ich nie von der Sprache habe reden hören, ſo will ich darauf wetten, daß keine Chriſtenſeele daraus klug wird!“

Leonore mußte lächeln trotz ihrer Sorge.

„Es wird gehen, es wird ganz vortrefflich gehen,“ fuhr Gertrude fort, die immer mehr Vergnügen an der Sache fand; — wann hätte auch eine Zofe nicht Vergnügen an einer unſchuldigen Verſtellung, an einer kleinen unſchädlichen Betrügerei, an einer ſolchen Komödie, wie Gertrude es nannte, gefunden? Es lag ſogar für Leonoren etwas von einem geheimen Reize in der Sache!

„Ueberlegen wir — entwerfen wir zuerſt einen Plan,“ ſagte Leonore. „Mein Zimmer muß ihnen als Schlafgemach eingeräumt werden. Der blaue Salon iſt zum Wohnzimmer am tauglichſten. Zuerſt

ſind der Pfarrer und der Verwalter zu bewegen, daß ſie die nöthigen Meubel, Leinen und das Porcellanſervice herleihen, welche ſie bei der Verſteigerung erſtanden haben; der Pfarrer macht mir keine Sorge, er iſt mein väterlicher Freund — aber der Verwalter —"

„Der macht nun gerade mir keine Sorge," fiel Gertrud mit verſchmitztem Lächeln ein.

„Auf ihn wird ein großer, großer Theil der Arbeit fallen. Er wird den Garten ordnen laſſen müſſen: er wird uns Küche und Keller und Milchkammer zur Verfügung ſtellen müſſen; und was das Schlimmſte, er wird uns zu Liebe lügen und ſich als Diener meines Bruders in deſſen Befehle fügen müſſen — wenn auch nur ſcheinbar —"

„Ich ſtehe für ihn," ſagte Gertrude zuverſichtlich.

„Ich möchte wiſſen, welchen Zauberſpruch Du für ihn haſt. Er liebte meinen Bruder nicht."

„Freilich — wenn man den gnädigen Junker früher mehr geliebt hätte, dann —"

„Ja, dann!" ſagte Leonore ſeufzend.

„Aber liebt, verehrt man Sie nicht deſto mehr, Fräulein? Und da Sie unglücklich ſind — und doch bisher zu ſtolz, irgend Jemanden um eine

Hülfe anzugehen — die armen Leute im Dorfe ließen gern ihr Leben für Sie! Glauben Sie mir, Alles wird gut gehen."

„Der Verwalter wird vielleicht die beſten Verſprechungen geben: er wird es einen Tag lang aushalten, wieder den Diener machen, nachdem er ſo lange ſchon den Herrn hier im Hauſe geſpielt: aber ein unfreundliches Wort meines Bruders — mein Bruder iſt ſo heftig — ein Befehl, den er auf der Stelle ausführen ſoll und den er doch nicht ausführen darf — und Alles iſt verloren! Und Du, Gertrude — glaubſt Du, ich wüßte nicht, daß der Verwalter Dir ſo wenig hold iſt, wie irgend ein Mann einem Mädchen, das ihn ausgeſchlagen hat?"

Gertrude erröthete: „Nun, wenn er nicht anders will, dann — dann heirathe ich ihn trotz ſeiner fünf gräulichen Buben."

„Gertrude — das wollteſt Du thun?" — Leonore ergriff die Hand ihrer Dienerin; dann fuhr ſie erleichterten Herzens fort: „Nun, dann friſch an's Werk: mit einer kleinen Summe Geld hat mich neulich die Tante verſehen; wenn wir über die erſten Tage nur fort ſind — dann kann ich

mir von meinem Bruder geben laſſen. Reich' mir den Hut und mein Tuch. Ich will zum Pfarrer gehen."

„Und ich," ſagte Gertrude, indem ſie die ſchönen Schultern ihrer Herrin mit einem dunkeln Shawl umhüllte — „ich ſehe dort im Hofe das kleine Scheuſal von Verwaltersſöhnchen eine Katze mit Steinwürfen verfolgen. Ich will es auf den Arm nehmen, und ſo, glauben Sie mir, Fräulein, daß ich beim Papa etwas ausrichte?"

Sie ſprang lachend zur Thüre hinaus. Leonore folgte ihr und ſchlug gedankenvoll den Weg zum Pfarrhauſe ein, das unten am Ufer des Fluſſes, mitten unter einem Dutzend ärmlicher Strohhütten lag. —

III.

Der Dreizehnte war da, der Vorabend des Tages, an welchem Joſeph kommen ſollte.

Das Haus war geſcheuert, die alten wettergebrannten Scheiben waren gewaſchen, die Thürſchlöſſer abgeſeift. — Gertrude ſchien wie eine wahre kleine Nixe nur noch im Waſſer zu leben,

und wie eine Nixe hatte ſie ſich getummelt. Leonore unterdeß hatte geordnet, Vorhänge aufgeſteckt, die Rococo-Meubel, welche Pfarrer und Verwalter wieder an ihre alten Plätze geſandt, abgeſtäubt und gerückt und ausgebeſſert. Der Jude im Dorfe, der den Schlächter machte, hatte eine Kuh um's Leben gebracht, von deren außerordentlichen Verdienſten er Wunderdinge erzählte — ſie mußte mindeſtens ſo ſaftig ſein, wie die Götterkuh Waſiſchta's und alles Ochſenfleiſch der Welt ſchlagen. Der Verwalter hatte Alles — Alles hergegeben, was er beſaß — ein wahres Glück, daß ſeine Frau todt war: der Pfarrer hatte endlich nicht nur, gerührt über Leonorens ſchweſterliche Liebe, ſeinen Wein überlaſſen, ſondern auch den Schulmeiſter über die Verwendung der Dorfjugend zur Herſtellung einer Ehrenpforte aus Laubgehängen und Cyanenkränzen inſtruirt.

Leonore erhob ſich am Tage vor der erwarteten Ankunft ihres Bruders mit dem Früheſten. Ihre treue Gertrude war bald neben ihr. Sie durchwandelten zuſammen die Zimmer. Sie konnten ſich nicht den Eindruck verhehlen, den dieſe Räume machten; helle und ſpiegelblanke Reinheit kämpften

darin nur ſtellenweiſe mit Erfolg gegen die kalte Oede, das Verkommenſein, welches ſo lange darin geherrſcht. Die Fremdenzimmer dagegen waren, wenn auch weit von allem Luxus entfernt, doch anſtändig, ja behaglich und ohne auffallenden Verſtoß gegen den guten Geſchmack eingerichtet.

„Gott gebe unſerer Holländerin ein verliebtes Herz — ich möchte ſie ſo recht bis über die Ohren verliebt wiſſen," ſagte Gertrude ſeufzend. „Dann wird ſie Alles ſchön finden im Hauſe ihres jungen Mannes."

Sie waren in die Küche gekommen und muſterten ihre Vorräthe.

„Welch' ein Glück, daß uns der Pfarrer den guten ſchwarzen Peccothee von ſeinem Collegen in Trarbach verſchaffen konnte."

„Wenn er nur reicht: die Holländer ſollen furchbar viel Thee trinken!"

„Und Käſe eſſen," ſagte Leonore, plötzlich erſchrocken ſtehen bleibend.

„Das iſt fürchterlich — Käſe iſt nicht da — aber die Magd des Verwalters hat einige Handkäſe oben auf der Hürde vor dem Giebelfenſter zum Trocknen ausgelegt —"

„Es iſt unmöglich, ihn aufzutiſchen, geſetzt auch, er wäre fertig! Du mußt mit dem Verwalter darüber reden, Gertrude!"

„Und was ſetzen wir ihnen morgen Abend nach der Ankunft vor? ein Souper ohne Fleiſch? Wir können doch nicht gleich mit der famoſen Kuh Schmuel's des Juden beginnen — ich fürchte, ſie wird ohnehin noch oft genug an die Reihe kommen!"

„Du haſt Recht, Gertrude: wir müßten Wildpret haben. Du mußt mit dem Verwalter darüber reden."

Gertrude hatte bis jetzt alle derartigen Anweiſungen auf den Verwalter ſchweigend angenommen; auch hatte dieſer es mit ſeltener Unermüdlichkeit an Rath und That nicht fehlen laſſen. Wie weit Gertrude dafür ſich mit ihrer friſchen, jungen Perſönlichkeit verſtrickt und vorgewagt hatte, das ſcheute Leonore ſich zu unterſuchen. Sie fühlte ſich dem Mädchen tief verpflichtet: aber das Opfer, welches dieſe ihr brachte, nahm ſie ohne Bedenken an.

Jetzt aber proteſtirte Gertrude. „Wildpret, das iſt nicht möglich! Glauben Sie, daß ich nicht ſchon längſt daran gedacht? Aber die Jagd iſt dem Ver-

walter unterſagt, und zum Wilddieben, dazu bringe ich ihn nicht! Auch iſt ein neuer Förſter oben im Jägerhauſe eingezogen, der furchtbar ſtrenge ſein ſoll — die Waldungen und das Gehege hier ſind ihm ausſchließlich untergegeben worden, ſeitdem der Kurfürſt das Gut gekauft — nein, Wild bekommen wir nicht!“

„Nicht,“ ſagte Leonore ſtolz — „ich ſoll nicht einen elenden Haſen, oder ein paar Hühner mehr bekommen können, aus dem Revier, in welchem Jahrhunderte lang die Hifthörner der Windſchrot getönt haben?“

Gertrude ſchüttelte den Kopf.

„Ich will doch ſehen, wer es mir wehrt, wenn ich ſie ſelber ſchieße?“

„Es käme auf die Probe an,“ lachte Gertrude.

„Und die will ich machen!“

Leonore hatte früher an kleinen Jagdſtreifereien ihres Bruders nicht ſelten Theil genommen. Sie ſchoß ihre Vogelflinte ſo ſicher und ruhig ab, wie nur je irgend ein reſolutes Landfräulein. Weshalb ſollte ſie, was ſie zum Scherz gelernt, nicht einmal im Ernſte anwenden? Eine Vogelflinte und ein paar verſchoſſene Jagdcoſtüme für Frauen befanden

ſich in einer Bodenkammer. Gertrude mußte ſie herunterholen, vom Verwalter Pulver und Schrot ſchaffen und dann begannen die beiden Mädchen, in halbem Männercoſtüme, ihren Jagdzug, der zwei blutjungen Repphühnern und einem Haſenjünglinge in der zarteſten Blüthe ſeines Alters das Leben koſten ſollte.

Unglücklicherweiſe war der neue Förſter Wilddieben auf der Fährte, und wir ſahen, wie nahe die kühne Unternehmung Leonorens an einem höchſt unangenehmen Ausgang vorüberſtreifte. Hätte nicht der Bauernhof, das Eigenthum eines früheren Gutsunterthanen der Windſchrot, auf ihrem Wege gelegen und eine verſchwiegene Zuflucht geboten, in der Jagdkleider und Waffe abgeworfen und verborgen werden konnten — wer weiß, ob der junge Forſtmann jene ritterliche und rückſichtsvolle Höflichkeit bewieſen, für welche Leonore ihm ſo viel Dank wußte?

Als ſie von der Jagd heimgekehrt, dachte Leonore mit einem ſeltſamen, nicht leicht zu erklärenden Gefühle an den Förſter. Sie war vor ihm geflohen; er hatte ihr kleines Vergehen durchſchaut, ſie beſchämt. Eine ſolche Verlegenheit giebt einem

Manne immer einen gewiſſen Vortheil über ein weibliches Weſen. Es iſt ein Anfang von gegenſeitigen Beziehungen da, wie ſie vielleicht eine lange Bekanntſchaft nicht gegeben hätte. Der Menſch, vor dem man erröthete, iſt eine Geſtalt, welche in unſern Augen eine unbeſtrittene Wichtigkeit annimmt. Auf der einen Seite das Beſtreben zu beweiſen, man wolle aus ſeiner günſtigen Stellung keinen unedlen Vortheil ziehen; auf der andern Seite der dringende Wunſch, darzuthun, man habe eigentlich gar keinen Grund zur Verlegenheit gehabt — das führt zuſammen, das bringt eine Intimität hervor, die für das Gemüth oft von den entſchiedenſten Folgen iſt!

Je mehr Leonore über den Forſtmann nachdachte, deſto vortheilhaftere Züge nahm ſein Bild an, deſto peinlicher fühlte ſie ihre Situation ihm gegenüber. Aber auch ein Aufwallen gekränkten Stolzes kochte in der Seele des Edelfräuleins empor — ungeduldig verwünſchte ſie, zum erſten Male im Leben, ihre ganze erbarmenswerthe Lage, welche ſie ſo lange mit reſignirter Sanftmuth ertragen. Sie hätte vieles darum gegeben, hätte ſie eine Schuld an dem Menſchen gefunden, vor dem ſie ſich ge-

demüthigt fühlte, um auf ihn die Verwünschungen zu häufen, in welchen ihr übervolles gekränktes Herz eine Erleichterung zu finden hoffte. Aber sie vermochte es nicht, und hülflos, niedergeschlagen, tiefbetrübt fand sie endlich keine andere Zuflucht, als bei der ultima ratio der Frauen.

Leonore verbarg das Gesicht in den Kissen ihres Sophas und weinte, bis sie, körperlich und geistig erschöpft, eingeschlummert war.

IV.

Als Gertrude am andern Morgen früh in der Küche beschäftigt war, hörte sie ein leises Klopfen am Fenster. Sie schrak zusammen, denn sie erwartete beim Aufsehen den Kopf des Verwalters zu erblicken, dem sie nun einmal „bonne mine“ machen mußte, obwohl ihr das Spiel seiner Züge bei solchen Begrüßungen ein recht „mauvais jeu“ schien. Aber es war ein ganz anderes Gesicht, das sich in diesem Augenblicke eine breite und höchst kurzweilig gedrechselte Nase an der Fensterscheibe platt drückte — ein rundes, rothes Menschenantlitz mit Pockennarben und fuchsigem Stoppelbärtlein, und kleinen, kugelrunden,

hervortretenden Augen, die aus der Wirrniß dieſer verwickelten Züge ſo klar und hell hervorguckten, wie ein paar Eidechſenäuglein aus einem Büſchel Thymian.

Gertrude ſtieß einen leiſen Schrei der Ueberraſchung aus. Der Mann nahm ſein dreieckiges Hütlein vom grauen Kopfe, an dem ein kurzer Zopf baumelte, und rief durch die Scheiben:

„Oeffne Sie, Jungfer, bitte, öffne Sie einmal.“

Als Gertrude öffnete, bückte er ſich, hob eine Laſt empor und gleich darauf ſchoß ein todter Rehbock durch das Fenſter und fiel ſchwer auf den Anrichtetiſch, der unter demſelben ſtand.

„Was iſt das, was ſoll das?“

„Das iſt ein Rehbock,“ lächelte der Mann mit einem gutmüthigen Kopfnicken.

„Von wem — wer ſeid Ihr — wie kommt der Bock hierhin?“

„Was fragt Sie — Sie ſieht es ja, er läuft Ihr in die Küche!“

„Aber — um Gottes willen —“

„Frag' ſie doch nicht — ſo was iſt ſchon mehr geſchehen. Den Mönchen von Corvey liefen alle Jahr zu Sanct Veit zwei Hirſche in die Küche. Zu Ihr kommt ein Rehbock. Weshalb nicht — iſt Sie

nicht eben ſo viel Ehre werth, wie ein alter Mönch? Sie iſt ein nettes, reinliches Mädel. Sie wäre mir lieber, als alle Mönche in der Welt. Adieu, — auf Wiederſeh'n!"

Der ſeltſame Menſch nickte wieder mit dem Kopfe, lachte Gertruden ganz ungenirt in's Geſicht und dann ſchoß er mit poſſirlichen Sprüngen davon.

„Das muß ein alter Familienkobold ſein, der ſich in Zeiten der Noth ſehen läßt!" ſagte Gertrude und dann ſprang ſie die Treppe hinauf zu ihrer Herrin, um ihr mit freudeſtrahlendem Geſicht die Vermehrung ihrer Vorräthe zu melden.

Leonore erſchrak faſt mehr darüber, als ſie ſich freute. Sie ahnte, woher das Geſchenk komme, und es war ihr, als wenn eine Demüthigung darin liege.

Die Stunden des Tages verfloſſen raſch. Leonore hatte noch ſo unendlich Vieles zu thun. Sie wußte bald nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand. Eine wahre Wohlthat war es ihr, in all' der Haſt und Beängſtigung die Theilnahme zu bemerken, welche von allen Seiten ſtrebte, ihre Aufgabe zu erleichtern. Der Pfarrherr hatte ihr aus freiem Antriebe ſeine Köchin geſendet, um Gertruden beizuſtehen, die ſich

ſchon rathlos abgeängſtigt hatte, wie ſie dem Reh beikommen ſollte. Auch wurde Leonore nach und nach ganz keck. Sie, die zuvor keine Blume abzubrechen gewagt hatte, holte einen ganzen mächtigen Strauß aus dem Garten, das Zimmer der Schwägerin damit zu ſchmücken; als ob die Vergangenheit nichts denn ein böſer Traum, fühlte ſie ſich wieder die Herrin in ihrem Hauſe, und mit den Worten: „Es iſt gut nun — gefällt es der Holländerin noch nicht, ſo mag ſie heimkehren!“ ſetzte ſie ſich nieder um ſich von Gertruden friſiren und zum Empfang der Gäſte kleiden zu laſſen.

Es war beinahe Dämmerung geworden, als ein mit drei Poſtkleppern beſpannter Reiſewagen ſich dem Herrenhauſe von Windſchrot nahte. Der Verwalter und der Pfarrer ſtanden am Thorwege, den die Schuljugend mit einem Ehrenbogen gekrönt hatte, und dieſe ſelbe kleine Garde, die ſich heute mit Verdienſt bedecken zu wollen ſchien, ordnete ſich unter der heftigen Leitung des höchſt aufgeregten, ganz aus dem Gleichgewicht gekommenen Schulmeiſters zu einem Sängerchor, welcher nun ein frommes Lied zur Verherrlichung deſſen, der ſie erſchaffen, anſtimmte — unbekümmert darum, ob die Mitwelt in das unbe-

dingte Lob dieſer That einſtimmen werde oder nicht. In dem Thurme der Dorfkirche erklangen die Glocken.

Leonore, die eben an den Männern vorübereilen wollte, ihrem Bruder entgegen, drückte dem Pfarrer warm die Hand.

„Was wollen Sie, Fräulein — es iſt ja doch der Sohn unſerer alten Gutsherrſchaft," ſagte der freundliche alte Herr mit Rührung. „Das vergeſſen wir nicht, Sie ſehen es, mag geſchehen ſein, was da will!"

„Nun kann ſie doch zufrieden ſein, dieſe unverſchämte kleine Holländerin," ſagte Gertrude, welche einen wahren Widerwillen gegen die erwartete junge Frau gefaßt hatte, der in demſelben Maße zunahm, wie die Laſt der Arbeit, welcher Gertrude ſich ihretwegen unterziehen mußte: „die Glocken hat doch ſicherlich noch Niemand ihr zu Ehren läuten laſſen!"

Der Wagen bog in die Allee ein — er kam raſch näher — Leonore hatte ihn erreicht — ihr Bruder ſprang heraus und umarmte ſie. Er war ſo braun und bärtig geworden, daß ſie ihn kaum wiedererkannte. Sehr raſch entzog er ſich ihrer Umarmung.

„Leonore — meine liebe Schweſter, wie geht es Dir?" ſagte er: „hier iſt meine Frau — meine Schweſter Leonore, Frau!"

Man hätte Leonore eine halbe Welt bieten können — sie hätte kein Wort hervorgebracht, so bewegt, so erschüttert, so athemlos war sie. Sie warf sich der Dame, die leicht und anmuthig aus dem Wagen schlüpfte, voll inniger Rührung in die Arme. Diese bot ihr mit graciösem Lächeln die Wange zum Kusse und dann entzog sie sich ihr und nahm den Arm ihres Mannes.

„Wo ist mein Vater, Leonore — er wird uns am Schloßthore erwarten — nicht wahr?"

„Der Vater ist —" Leonore schöpfte tief Athem und hätte ihr flammendes Gesicht noch röther werden können, es wäre es geworden — „der Vater ist nicht da — er ist abwesend — er ist —"

„Abwesend?"

„Deine Frau muß verzeihen. Er ist in Trier — es ist ihm unmöglich, hier zu sein!"

„Christine," wandte sich Joseph rasch zu seiner Frau, „mein Vater läßt sich bei Dir entschuldigen — er ist beim Kurfürsten in Trier — der Kurfürst kann ihn keinen Augenblick entbehren — er ist in dringenden Geschäften dort, Christine."

„O!" sagte die junge Frau mit einer Verwunderung.

„Es iſt ſehr unangenehm —“ fuhr Joſeph fort — „der Vater hat ſicherlich die Equipage mit ſich genommen!“

Leonore ſchwieg.

„Chriſtine, mein Vater hat die Equipage und alle Dienerſchaft mit ſich genommen, Kutſcher, Jäger und Lakaien — Du wird alſo ſehr nachſichtig ſein müſſen.“

„O!“ ſagte die junge Dame.

Man hatte das Hofthor erreicht. Joſeph deutete mit der Hand auf die Gruppe derer, welche ſich hier zum Empfang aufgeſtellt hatten — und zwar mit einer gewiſſen nachläſſigen und unbekümmerten Haltung, als ob ſie damit gegen die Annahme proteſtiren wollten, es ſei ihre Pflicht nnd Schuldigkeit, ſo dazuſtehen.

„Beamten meines Vaters, die Schulkinder, die uns empfangen —“ ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

Ohne ſie zu begrüßen, ging er an ihnen vorüber.

Der Pfarrer ſah lächelnd den Verwalter an. Dieſer flüſterte ihm eine Verwünſchung nach.

„Wäre das Fräulein nicht — ich wollte Dich Höflichkeit lehren!“ murmelte der Verwalter.

„Du haſt den Pfarrer und den Verwalter nicht begrüßt, Joſeph,“ flüſterte Leonore erſchrocken.

„Was brauch' ich? — Ich erlaube Dir, ſie zu Tiſch zu laden!"

Als man das Haus betrat, deſſen Flur mit Blumen beſtreut war, blickte die junge Frau überraſcht die leeren Räume an und dann fragend in das Geſicht ihres Mannes.

Joſeph warf Leonoren einen Zornblick zu. Dieſer ſtockte das Herz darunter.

„Lieber Joſeph," ſagte ſie leiſe — „zürne mir nicht — Du weißt, es iſt ſo Vieles verdorben worden — der Vater war in Verlegenheiten — es waren durchaus keine Meubeln mehr da für dieſe Zimmer."

Sie verdoppelte ihre Schritte, um die Gäſte mit ſich fortzuziehen, und eilte die Thüre zu den Gemächern aufzuwerfen, welche zur Aufnahme der Fremden beſtimmt waren. Sie athmete erleichtert auf, als ſie das junge Paar endlich über die Schwelle des wohnlichen, blumengeſchmückten Eckzimmerchens treten ſah. Es lachte ſie wie ein wahres kleines Eldorado an.

„Hatteſt Du nicht einmal einen Teppich, Leonore?" fragte Joſeph verſtimmt.

„Soll ich hier ſchlafen? Kann der ſchwere Bett-

himmel nicht einstürzen? ich fürchte mich so. Es ist auch kein Toilettenspiegel da —“ sagte die junge Dame.

Leonore stand auf Kohlen.

„Du mußt Dich für heute Abend begnügen, Christine,“ sagte Joseph etwas barsch. „Wir wollen uns morgen einrichten, wie Du es wünschest.“

Die Dame verlangte nach ihrer Kammerfrau, welche, unterstützt von Gertruden, Koffer und Cartons aus dem Wagen herbeizuschleppen begann und dann mit ihrer Gebieterin allein blieb.

Joseph setzte sich zu seiner Schwester in den blauen Salon. Leonore hatte vor diesem ersten Alleinsein mit Joseph eine grenzenlose Angst. Sie mußte eine Flut von Fragen erwarten. Und welche Erklärungen sollte sie geben? Es war ihr seit je unmöglich gewesen, zu lügen. Und nun saß sie mitten in einer großen Lüge fest — ihr Bruder war obendrein so schlau als argwöhnisch.

Doch, es ging weit besser, als sie gehofft hatte. Joseph glaubte zu ahnen, daß sein Vater dem Zusammentreffen mit ihm ausgewichen sei, und deshalb bestand er nicht auf Erklärungen. Es war merkwürdig, wie wenig er überhaupt fragte: er erzählte nur

von ſich, ſeinen Erlebniſſen, ſeiner Frau, ſeinen Schwiegerältern, von ihrem Reichthum, und wenn er dazwiſchen eine Frage über Leonorens Erlebniſſe und Wohlergehen einſtreute, ſo ſchien er die Antwort kaum anzuhören, die Leonore in ihrer Beſcheidenheit dann auch ſo kurz wie möglich machte, um wieder an den Lippen des theuren Bruders zu hängen.

Er ſagte auch kein Wort davon, wie er ſich freue, ſie wiederzuſehen: er hatte kein Wort der Entſchuldigung, daß er ihr alle möglichen Anſtrengungen zugemuthet, das Haus zum Empfange ſeiner Frau herzurichten — kein Wort des Dankes für die unſägliche Mühe, welche er ihr gemacht — aber Leonoren fiel ja auch nicht ein, ſo etwas zu verlangen — nein, ſie wußte ihm Dank, daß er die Zeit nicht vergeude und nur immer von ſich, nur von ſich rede.

Gertrude kam hereingeſtürzt. Sie hatte ſich getummelt, daß ihr die hellen Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. Sie wollte Rath und Hülfe von Leonoren zur Herrichtung der Tafel. Als Leonore mit ihr auf dem Wege zur Küche war, ſagte ſie:

„Um Gottes Willen, gnädiges Fräulein — an eins haben wir nicht gedacht — eins iſt ſchrecklich,

und das ist die Kammerfrau — die Kammerfrau ist fürchterlich! Die Kammerfrau ist ein wahrer Drache. Die flucht und wettert und das alles in dem abscheulichen Batavianisch, das keine Christenseele versteht! Sie will ein Zimmer für sich und nicht bei mir schlafen — sie will ein Bett mit Vorhängen, zu Abend will sie frische Schellfische essen — der Himmel weiß, was sie Alles will — ich möchte darauf wetten, daß in der ganzen Mosel kein Schellfisch ist! Ich will gern auf ein paar Stühlen schlafen, aber —"

„So thu' das, gute Gertrude," sagte Leonore ruhig, „und was das Andere angeht, so erinnere Dich, daß Du nicht in meinen Diensten bist, um ‚Batavianisch' zu verstehen!"

„Das ist auch wahr — Sie haben ganz recht — ich will sie schwätzen lassen — sagen Sie, gnädiges Fräulein, ist sie" — Gertrude deutete über die Schulter, „ist sie etwas kurzsichtig?"

„Ach nein — sie scheint leider sehr gute Augen zu haben!"

„Fatal — das ist recht albern von ihr," sagte Gertrude.

Als man zu Tische ging, erschien die junge

Frau von Windſchrot in einem koſtbaren Kleide von gelbem Seidendamaſt, der ihre elegante und feine Geſtalt mit ſchweren Falten umrauſchte. Sie war ein zartes, vor Luſt und Sonne gehütetes Gebilde, das auch unter der glühenden Zone ihres Geburtslandes den milchweißen Teint der holländiſchen Schönheiten bewahrt hatte. Mitten im verſchwenderiſchſten Luxus erzogen, war ſie mehr verwöhnt, als gerade anſpruchsvoll, und die Spuren von Dürftigkeit und Leerheit des Hauſes, welche ihrem Auge nicht verborgen bleiben konnten, erregten ihr mehr Verwunderung, als große Unbehaglichkeit und ließen ſie nur auf einen grenzenloſen Mangel an Bildung und Civiliſation und Lebensart bei den guten Deutſchen ſchließen. Sie ſuchte ſich zu beherrſchen und befriedigt zu ſcheinen — ſchon um ihres Gatten willen, den ſie zu verletzen fürchtete. Doch war ſie freilich an hundert Dinge ſo gewöhnt, daß ſie eine Exiſtenz ohne dieſelben gar nicht begriff, und dieſe Naivetät mußte Leonore denn oft genug auf die Folter ſpannen.

Der Verwalter und der Pfarrer waren zur Theilnahme am Souper gebeten. Verletzt durch Joſeph's herriſches Benehmen, der in Gegenwart

ſeiner Chriſtine den Seigneur herauskehrte, waren ſie ſchweigſam.

Joſeph trug die Koſten der Unterhaltung, wobei es ihm außerordentlich zu Statten kam, daß ſeine Frau kein Deutſch und die andern Anweſenden kein Holländiſch verſtanden. Er beutete dieſen Umſtand mit großem Geſchicke aus. Wenn er einige Worte Deutſch von den Anweſenden gehört, wandte er ſich zu ſeiner Frau und theilte ihr auf Holländiſch mit, welche Berichte über die außerordentlich glänzenden Verhältniſſe, Einkünfte und Vergrößerungen der Baronie Windſchrot er ſoeben von den Beamten empfange: gleich darauf ſchlüpfte über ſeine Lippen wieder das theuere heimathliche Deutſch und er entwarf beredte Schilderungen der ſchwiegerväterlichen Herrlichkeit in Holland und Indien, von denen ſeine Frau kein Wort verſtand. Dieſe wandte ſich am Schluſſe des Soupers mit der Bitte an Leonore, ob ſie ihr nicht eine Zimmerreihe nach vorn hinaus einräumen könne, es müſſe dort eine weit ſchönere Ausſicht auf den Fluß ſich bieten — Leonore erſchrak über dieſe Worte —: „Es iſt kein Tiſch und kein Stuhl in den Zimmern nach vorn, der Kalk iſt von den Wänden gefallen und der Regen

tropft durch die Decke," flüſterte ſie ihrem Bruder, der neben ihr ſaß, in's Ohr.

„Liebe Chriſtine," ſagte Joſeph mit großer Gemüthsruhe, „nach vorn hinaus ſind die Empfang- und Wohnzimmer des Vaters — ſie ſind koſtbar eingerichtet und der Vater hat ſeine Sammlungen, ſein Münz- und Medaillencabinet darin — deshalb pflegt er ſie ſehr ſorgfältig zu verſchließen, wenn er kleine Reiſen macht."

„O!" ſagte die junge Frau.

Leonore hob die Tafel auf.

Nachdem man ſich gegenſeitig tief vor einander verbeugt hatte, ſprach Joſeph mit großer Würde:

„Du haſt ſehr vorlieb nehmen müſſen, theure Chriſtine; Du haſt unter meinem väterlichen Dache nichts von den koſtbaren Weinen und üppigen Schüſſeln gefunden, an welche Dich der Luxus Deiner Umgebung gewöhnt hat. Aber ich hoffe, daß Du die ſtille Größe, das Herzerhebende einer ſolchen adeligen Einfachheit wirſt zu würdigen wiſſen. Du haſt geſehen, wie die Barone von Windſchrot zu Abend eſſen und Du kannſt Dir ſagen: ſo iſt Abend für Abend in dieſem Hauſe ſervirt worden, ſeit ſo viel hundert Jahren; nicht mehr, nicht weniger —

mag das Haus voll Gäste sein oder meine Schwester allein speisen — dieselbe Anzahl Schüsseln, dieselbe würdige Einfachheit. Ihr habt bei Euch die Sitte, sobald Gäste da sind, die Tafeln unter den ausgesuchtesten Leckerbissen sich biegen zu lassen, dagegen im Familienkreise frugal zu sein. Das ist nicht vornehm, Christine, nein, in der That nicht. Du siehst, hier ist es anders. Was das Edelfräulein Leonore Windschrot, wenn sie allein speist, anständig findet, das darf sie auch als anständig Grafen und Fürsten bieten."

Daß Joseph diese Rede in holländischer Sprache hielt, braucht nicht angeführt zu werden.

V.

Leonore war am Abende in später Stunde todtmüde in die Kissen gesunken und eingeschlummert; erst als sie am andern Morgen erwachte, war es ihr möglich, ihre Gedanken zu sammeln und die Ereignisse und Gestalten des vorigen Tages an sich vorüberziehen zu lassen. Ein frohes Erwachen war es nicht. Es lag auf ihrem Geiste ein niederdrückendes Gefühl, ein Gefühl wie bei einer großen

Enttäuſchnng, wie bei dem Ausgehen einer letzten Lebenshoffnung. Der Gegenſtand ihrer theuerſten Wünſche war nicht das eigene, ſondern das Glück ihres Bruders geweſen. In ſeiner Frau hatte ſie eine warme, liebende Schweſter für ſich — ſie hatte darin einen Lebensengel für ihren Bruder zu finden erwartet. Daß dies kalte, theilnahmloſe, geiſtig unmündige Weſen, welches ſie an ſeiner Seite gefunden, für ſie keine Liebe mitgebracht hatte, konnte ſie überwinden. Aber mit Schrecken dachte ſie an die Zukunft ihres Bruders in dieſer Verbindung. ‚Er wird ſie tyranniſiren,‘ ſagte ſie ſich, ‚und ſie wird ſich tyranniſiren laſſen bis zu einem Punkte und Grade, wo eine Kataſtrophe ausbricht, welche Beider Lebensglück zerſtört. Sie paſſen nicht zuſammen. Joſeph hätte einen großen, ſtarken Charakter finden müſſen, der ihn mit ſteter Achtung erfüllt und ſeine Leidenſchaften geregelt hätte, oder eine Frau, deren flüſſiger Geiſt und Coquetterie ihn gefeſſelt!‘

In dieſe Sorge um den Bruder verſunken, verſchloß ſie ein gewiſſes Gefühl perſönlicher Kränkung und innerer Gereiztheit tief in ihr Herz. Sie hätte ſich eine Egoiſtin geſcholten, wenn ſie den Klagen

ihres Buſens, auch bei Joſeph ſo wenig Freude des Wiederſehens, ſo wenig brüderlicher Wärme gefunden zu haben, in dieſem Augenblicke würde Gehör haben ſchenken können.

Sie mußte ſich erheben, ſie durfte ſich länger nicht der furchtbaren Laſt und Arbeit des neuen Tages entziehen. Gertrude kam ſie anzukleiden und ſchüttete tauſend Befürchtungen, Klagen, Verwünſchungen der „bataviſchen Kammerfrau“ in den Buſen ihrer Gebieterin aus.

Als Leonore gekleidet war, ſah ſie ihren Bruder unten auf der Gartentreppe ſtehen.

„Herr im Himmel!“ rief Gertrude aus, „dort drüben den Wieſenpfad entlang geht der Förſter. Baron Joſeph ſieht mit ſeinem Augenglaſe nach ihm.“

Leonore wurde bleich vor Schrecken — „Wenn er die kurfürſtliche Uniform bemerkt, ſo iſt Alles verloren!“ ſtammelte ſie.

„Der ſchweift nur Ihnen zu lieb um's Haus, Fräulein, das können Sie glauben — geſtern um Mittag hab' ich ihn auch geſehen, wie er das Schloß anglotzte —“

„Schweig, Gertrude!“

„Das wird viel helfen — ich wette darauf, daß wir ihn fortan täglich auf Schußweite zu Geſicht bekommen — glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie er neulich Abends Ihnen die ſeltſamſten Augen von der Welt machte?“

Leonore war im nächſten Augenblicke aus dem Zimmer und flog in den Garten hinab, um bei ihrem Bruder irgend etwas zur Erklärung der auffallenden Erſcheinung eines fremden Jägers auf dem Grund und Boden der Baronie Windſchrot vorzugeben. Sie kam leider zu ſpät; der heftige junge Mann war längſt auf dem Wege zu einer kleinen Anhöhe, die hinten im Garten lag und den Pfad beherrſchte, welchen der Förſter gegangen kam. Beide Männer ſtanden ſich bald gegenüber, nur die Gartenhecke trennte ſie.

Der Förſter wollte mit einem freundlichen Gruße vorüber gehen. Joſeph hielt ihn auf.

„Mein Herr — erlauben Sie mir — wie kommen Sie mit Flinte und Hund in mein Jagdgehege? Ich finde das ſehr ſonderbar, und bin nicht gewillt . . .“

In dieſem Augenblicke ſprang Leonore athemlos den Hügel hinan und ſtand neben ihrem Bruder.

„Joſeph, Joſeph — ich bitte Dich —“

Der Jäger hatte ſich auf den Lauf ſeines Gewehrs geſtützt und das Lächeln der Ueberlegenheit auf ſeinem Geſichte brachte den eifernden Baron in immer größeren Zorn. Als er jedoch Leonore erblickte und ihre ſchreckensblaſſen Züge ſah, zog er tief den Hut, verbeugte ſich vor ihr und, die Augen fortwährend auf ſie geheftet. ſagte er mit dem höflichſten Tone von der Welt:

„Verzeihen Sie, Herr Baron. Ich bin der kurfürſtliche Revierförſter des Wallſcheidter Geheges. Ihr Herr Vater aber hat mich gebeten, während ſeiner Abweſenheit auch ein wachſames Auge auf ſeine Forſten zu werfen, um Holz- und Wildfrevel zu verhüten! Wenn Ihnen dies jedoch unangenehm —“

„Ach ſo — das ändert die Sache — weshalb ſagteſt Du mir das nicht, Leonore?“

Leonore antwortete nicht. Sie ſah mit einem feuchten Blicke voller Dankbarkeit den Förſter an.

„Ich bin Ihnen verbunden für die Mühe, der Sie ſich unterziehen, Herr Förſter,“ fuhr Joſeph fort. „Es wird mir angenehm ſein, wenn Sie mich bald beſuchen wollen.“

Der Förſter verbeugte ſich und ging.

Als Leonore mit ihrem Bruder in's Haus zurückgekehrt war, zupfte Gertrude ſie am Aermel.

„Der komiſche Menſch iſt wieder da geweſen," ſagte die Zofe, „und hat eine Menge Wildpret abgeliefert. Die Haushälterin des Pfarrers behauptet, es ſei der alte Bertram, des Förſters von Wallſcheidt Jagdgehülfe."

Diesmal hatte eine ſolche Nachricht für Leonoren nichts Unangenehmes und Demüthigendes mehr, wie das erſte Mal. Der Stolz in ihr, der ſich des Bewußtſeins, Jemanden dankbar ſein zu müſſen, hätte erwehren mögen, war nun einmal von Philibert ſoeben für immer überwunden; Leonore fühlte ſich dem jungen Manne ſo tief verpflichtet, daß es ihr jetzt nur eine Genugthuung ſein konnte, wenn er die Pflicht der Dankbarkeit immer größer machte. Jede Wohlthat war eine Rechtfertigung ihres Gefühls mehr; und da ſie doch einmal geſehen, wie vollſtändig er das Geheimniß ihrer Situation durchſchaute, ſo konnte ſie hoffen, daß das Demüthigende derſelben in ſeinen Augen ein Gleichgewicht erhalte durch das, was auch Rechtfertigendes für ſie darin lag.

Für's Erſte hatte Leonore übrigens wenig Zeit, an Philibert zu denken, ſo oft ſie ſich auch über dem Wunſche ertappte, eine kurze Stunde ſich zurückzuziehen, um in Ruhe träumen zu können. Ein ſolches Glück war ihr aber nicht beſchieden. Die Schwägerin forderte hundert, ihre Kammerfrau tauſend Dinge, welche nicht zu beſchaffen waren, und für die irgend ein Surrogat erfunden werden mußte; ſie flog Trepp auf, Trepp ab im Hauſe wie ein gehetzter Vogel, aber unermüdlich, ohne Klage, ohne Ueberdruß.

So gelang es Leonoren denn, die Gäſte in der beſten Illuſion zu erhalten. Die Stunden des Tages verfloſſen ohne irgend ein bemerkenswerthes Zwiſchenereigniß. Am Nachmittage wandelten die drei Bewohner von Windſchrot einen ſchattigen Pfad am Ufer des Fluſſes entlang. Bei einer Wendung des Weges ſahen ſie plötzlich Philibert vor ſich, der von ſeiner Jagdſtreiferei heimzukehren ſchien. Leonore fühlte, daß ſie erröthete und, ohne ſich Rechenſchaft von dieſem ſeltſamen Erſchrecken geben zu können, hing ſie ſich unwillkürlich, wie um eine Stütze zu ſuchen, an den Arm ihres Bruders. Der Forſtmann ſchloß ſich den Spaziergängern nicht an.

Er grüßte freundlich und ging vorüber. Leonore hatte gefürchtet, daß er ſich anſchließen werde; ſie freute ſich, daß er es nicht that. Es lag ein Zeugniß für ihn darin. Er hatte — für ſie — lügen können, aber er war zu ſtolz, zu ehrlich, ſchien es, dieſe Lüge länger, als es irgend nöthig, fortzuſetzen. Er kam ihr ſo groß, ſo edel vor in dieſer Flucht vor der Unwahrheit. Wie hätte ſie ſich geſchämt, wenn er Zeuge geworden, wie ſie ſelbſt ſo mitten in einem Gewebe von Täuſchungen ſitze, deſſen Fäden fortwährend von ihren Händen mit kecker Schlauheit geſchlungen wurden. Es fiel ihr jetzt doppelt ſchwer auf's Herz; ihre Lage bekam etwas fürchterlich Drückendes.

Als der Förſter verſchwunden, ſahen die Luſtwandelnden zwei Männer, welche dem Anſcheine nach mit ganzer Seele in das Vergnügen einer Waſſerfahrt vertieft waren. Sie wurden in einem leichten Kahne ſtromabwärts von der Fluth herangetragen, die ſie raſch näher brachte; als ſie unſere drei Spaziergänger erblickten, lenkten ſie das Boot plötzlich an's Ufer und ſprangen bald darauf unmittelbar vor Joſeph und den Damen an's Land. Der Eine befeſtigte das Fahrzeug, der Andere

machte Joseph eine höfliche Verbeugung und sagte in französischer Sprache:

„Mein Herr, Sie könnten mich sehr verbinden. Ich habe eine Stunde von hier, in dem nächsten Dorfe an dieser Seite des Flusses, den Nachen gefunden und mich seiner bedient. Haben Sie die Güte, ihn durch irgend Jemand wieder an jene Stelle bringen zu lassen; sein unbekannter Eigenthümer wird sich dort schon melden."

Joseph musterte verwundert den Mann, der mit so wenig Blödigkeit sich fremden Eigenthums bemächtigte und einem Wildfremden dann solch' einen nicht gerade unbedeutenden Dienst zumuthete. Da dieser Mann eine Rolle von entschiedener Bedeutung in der Erzählung spielt, welche wir hier dem Leser vortragen, so müssen wir zunächst ein Bild seines Aeußern entwerfen. Seine Gestalt war groß, mager, von feinem Knochenbau; eine hochaufstrebende Stirn, eine schmale und lange Nase von geringer Biegung, so daß es zu viel gesagt wäre, hätte man sie mit „römisch" bezeichnet, und darunter ein schöner Mund, den schmalgeschnittene Lippen bildeten. Es war ein intelligenter, geistreicher Kopf. Er hatte dunkle Haare und lebhafte braune Augen, starke Brauen

und auffallend kleine, ſchmale Hände und Füße, und überhaupt war an ihm: ‚jeder Zoll ein Ariſtokrat.‘

Während Joſeph dieſe Beobachtungen machte, betrachtete der Fremde ſeinerſeits mit großer Dreiſtigkeit die beiden Frauen.

„Mein Herr,“ ſagte der Freiherr von Windſchrot — der letzte Mann, der ſich etwas bieten ließ, oder für nichts und wieder nichts ſich im Dienſte Anderer in Koſten ſetzte — „ich begreife nicht ganz, was Sie mir zumuthen und was ich mit der Entwendung dieſes Kahnes zu ſchaffen habe. Ich bin der Freiherr von Windſchrot, Herr dieſer Baronie.“

Der zweite Fremde, kleiner, ſtärker, aber ebenſo vornehm ausſehend, wie der erſte, trat in dieſem Augenblicke heran.

„Monsieur,“ ſagte er lächelnd, aber mit ſcharfer Betonung, „vous avez l'honneur de parler à Son Altesse Royale Monseigneur le comte d'Artois.“

Joſeph blickte ſtaunend bald den Einen, bald den Andern an. Er war wie angedonnert; ein ungeheurer Reſpect lähmte ſeine Zunge und eine

geraume Zeit verging, ehe er nur ſo viel Beſinnung wieder erhielt, ſeinen Hut abzureißen, ſich bis zur Erde zu verbeugen, tauſend Entſchuldigungen zu ſtammeln und ſchleunige Rückkehr zu verſprechen, um die Befehle ausführen zu laſſen, mit welchen ein königlicher Prinz von Frankreich ihn zu ſeiner unausſprechlichen Glückſeligkeit beehre. Es fehlte wenig, und er hätte aus lauter Dienſteifer ſich ſelbſt in den Kahn geſtürzt, um ihn eine Stunde weit flußaufwärts zu rudern.

Die beiden Herren wollten deſſelben Weges, den Joſeph mit den Frauen zurückzumachen hatte. Dieſe letzteren ſchienen Gnade vor dem Auge des königlichen „Sohnes von Frankreich“ zu finden, den die Emigration in dieſe ſtillen deutſchen Thäler geworfen hatte, entfernt von allem Prunke und aller Hoheit, die ihn einſt umgeben. Der Graf von Artois reichte Leonoren den Arm und der andere Herr bemächtigte ſich „principis ad exemplar“ ſofort der kleinen Holländerin.

„Ich muß mich ſelbſt vorſtellen,“ ſagte dieſer, „da mein erlauchter Vetter ſich nicht dazu herabläßt, mir einen Gegendienſt zu thun. Ich bin der Herzog Louis von Bourbon und Condé.“

Die hübſche Holländerin war ſo überraſcht und verwirrt, daß ſie nichts zu erwidern wußte.

„O!“ ſagte ſie, doppelt ſo laut, wie gewöhnlich.

Joſeph erhielt einen Stich in's Herz. Ein ſtrafender Blick fiel auf ſie, der ſie nun vollends um ihre Haltung brachte. Sie wagte kaum noch ihre ſchmale, weiße Hand auf den Arm des Mannes von ſo übermenſchlich vornehmen Namen zu legen.

Dieſe Vornehmheit ſchien ihre Inhaber jedoch nicht ſehr zu drücken. Man hätte ſie mit Fug und Recht ein paar luſtige und verwegene junge Männer nennen können. Als ſolche hatten ſie einen Ausflug von dem nicht ſehr entfernten Schloſſe Schönborns-luſt, welches ſie als Gäſte des Kurfürſten von Trier bewohnten, die Moſel hinauf gemacht und kehrten jetzt zurück. An einer Stelle, wo der Fahrweg die Ufer des Fluſſes verließ, um einen Bergrücken zu überſteigen, hatten ſie ihren Wagen mit dem Gefolge vorausfahren heißen, einen einſam liegenden Nachen beſtiegen und ſich von dem Fluſſe hinabtragen laſſen, deſſen ſchönes und maleriſches Geſtade ſie anzog. In der Nähe von Windſchrot war ihrer Equipage das Rendezvous gegeben. Joſeph ließ es ſich nicht nehmen, ſie bis dahin zu begleiten; die

beiden Fürſten nahmen dieſe Höflichkeit ohne Umſtände an, um ſo eher, als die Frauen ebenfalls mitwanderten. Dieſe waren viel zu verlegen, als daß ſie den Muth gehabt, an irgend einer paſſenden Stelle des Weges zu erklären, ſie wollten hier ſcheiden und nach Windſchrot heimkehren, welches während ihrer Wanderung zur Rechten ſichtbar blieb.

Der Graf von Artois zeigte ſich jedoch ſehr dankbar für ſolche Aufmerkſamkeit.

„Meine Damen," ſagte er, als er ſeinen Wagen erreicht hatte, „ich verdanke Ihnen alles Vergnügen, welches mir dieſer Ausflug gewährt hat. Ich hoffe, Sie wiederzuſehen. Mein Vetter Condé bereitet mir ein kleines Feſt zur Feier meiner Anweſenheit im Schloſſe Schönbornsluſt vor. Vielleicht geht Ihre Freundlichkeit ſo weit, daſſelbe durch Ihre Theilnahme glänzender zu machen?"

„Das Feſt findet morgen Abend ſtatt" — ſetzte Condé hinzu — „die Damen und der Herr Baron werden es nicht über's Herz bringen können, durch ein Verſchmähen mich zu kränken?"

Man konnte nicht herablaſſender, nicht bezaubernder ſein. Joſeph verbeugte ſich unermeßlich

tief, die kleine Holländerin machte einen Knix, daß ſie in ihrer Robe ganz verſchwand, und Leonore, die von der Unterredung mit dem Grafen ganz roth geworden, verbeugte ſich mit dem anmuthigſten Lächeln, welches ihr zu Gebote ſtand.

Die Equipage rollte nun, von vier Eiſenſchimmeln gezogen, raſch mit den Prinzen davon.

Joſeph ſtrahlte vor Vergnügen. Dieſe eine Begegnung war ja genug, um ſeine ganze Reiſe zu belohnen; ſie war die Krone ſeines Aufenthalts in der Heimat, ſie mußte Chriſtine, ſeine Schwiegereltern, ja das ganze Geſchlecht von holländiſchen Vettern und Baſen, und wären ihrer auch tauſendmal mehr geweſen, blenden, überwältigen, zu Boden drücken. Der Graf von Artois — der königliche Prinz von Frankreich und Navarra — der Herzog von Bourbon obendrein, der Enkel des heiligen Ludwig und der Enkel des großen Condé — ſie hatten mit ihm geſprochen und geſcherzt wie mit ihres Gleichen, ſie hatten ihn eingeladen — es war merkwürdig, es war famos — nein, es war gar nicht merkwürdig, es war durchaus nicht famos — er war ja Baron Windſchrot! — „Du haſt Dich darüber nicht zu verwundern, liebe Chriſtine,“ rief

er aus — „ich fand, daß Du auf höchſt plebejiſche Weiſe Dich verwunderteſt und verlegen wurdeſt, Chriſtine — es iſt Niemand als des Grafen von Artois königliche Hoheit, liebe Chriſtine, mein Großvater war mit Kaiſer Karl VI. bras dessus bras dessous — es iſt ſehr unanſtändig für die Gemahlin Deines Mannes, ſich darüber zu verwundern, liebe Chriſtine!“

Chriſtine ſagte kein Wort — nicht einmal: O! aber ſie verwunderte ſich doch aus Leibeskräften und ihr kleiner Kopf war und blieb ganz dunkelroth.

Unterdeß lagen der Prinz und der Herzog von Bourbon, deren Leutſeligkeit im Herzen unſeres Barons ſo großen Jubel zurückgelaſſen hatte, bequem in ihrem ſchaukelnden Wagen ausgeſtreckt. Der Weg nach Schönbornsluſt, dieſem Herde ihrer Plane, ihrer Truppenwerbungen, ihrer kriegeriſchen Berathungen, führte ſie durch eine wunderbar ſchöne Landſchaft; denn jenes Luſtſchloß, erbaut von einem Kirchenfürſten aus dem Hauſe Schönborn, liegt unfern der Stelle, wo die Flüſſe Moſel und Rhein ſich vermählen, d. h. in einer Gegend, welche zu den ſchönſten in der Welt gerechnet wird. Unſere Emigranten jedoch ſchienen für ſolche Dinge kein Auge

mehr zu haben. Der einzige Gegenstand ihres Gespräch war Leonore.

„Sie ist das hübscheste Geschöpf, das ich seit lange gesehen habe," sagte Karl von Artois.

„Ich bin nie weniger versucht gewesen, Ihnen zu widersprechen, Hoheit!" versetzte der junge Condé.

„Haben Sie diesen reizenden Schwung der Nasenflügel bemerkt? Diese Feinheit der Knöchel, diese vollkommen schön gebildeten Finger?"

„Sie hat merkwürdig viel Race. Aber sie ist kalt. Machen Sie sich auf keine leichte Eroberung gefaßt."

„Pah — zu einer schweren habe ich keine Zeit! Es ist fürchterlich langweilig auf Euerm Schönbornslust — sobald ich kann, reise ich ab. Unterdeß —"

„Ich verstehe, Hoheit! Unterdeß will das Herz seine kleine Beschäftigung. Ich wünsche Ihnen alles Glück — mais nous verrons!"

„Sie sagen das so sarkastisch, Condé! Wollen Sie mir einen Streich spielen?"

„Gott bewahre mich! J'ai d'autres chats à fouetter!"

Condé sagte dies mit der Miene eines aus-

gelernten Heuchlers. Aber Karl von Artois traute ihm nicht. Er beobachtete ihn mit mißtrauiſchen Seitenblicken. Beide hatten ſchon einmal — ſie ſtanden damals in der höchſten Blüthe ihrer ‚Etourderie‘ — ein Duell um einer Dame wegen gehabt, welche Niemand anders war, als die erlauchte Gemahlin unſeres Herzogs von Bourbon. Es war unblutig beendet, und ſeitdem waren ſie die beſten Freunde von der Welt. Aber dies hielt ſie keineswegs ab, ſich bei den Frauen jeden irgend möglichen Streich zu ſpielen. Karl von Artois bereute deshalb, daß er Condé den ungewöhnlich tiefen Eindruck verrathen, den Leonore auf ihn gemacht hatte.

Als er in dem Jagdſchloſſe zu Schönbornsluſt angekommen war, das jetzt einem ganzen Heere franzöſiſcher Flüchtlinge zum Aufenthalte diente, begab er ſich augenblicklich zu einer alten Dame, Frau von Breteuil geheißen, welche die ausgezeichnete Gunſt genoß, von ihm bei allen leichtfertigen Unternehmungen und delicaten Angelegenheiten einer gewiſſen Art in's Geheimniß gezogen zu werden. Nach einer halben Stunde wurde dann der alte Kaſtellan des Schloſſes, unter dem Vorwande, Be-

fehle über einige für den folgenden Abend nöthige Einrichtungen entgegenzunehmen, zu Frau von Breteuil beſchieden. Als der alte Diener das Zimmer der Dame wieder verließ, fiel ihm ein, daß man ihm über den morgigen Tag eigentlich keine Sylbe geſagt, die er nicht ſchon früher gewußt, und daß man die ganze Zeit damit zugebracht, über die Familien der benachbarten Edelleute und beſonders über die Verhältniſſe der Windſchrots mit ihm zu plaudern.

„Sonderbare Leute, dieſe Franzoſen,“ ſagte der Alte kopfſchüttelnd. „Wenn ſie nur plaudern können, ſind ſie ſelig! So unnütz die Zeit zu verſchwenden! und ich habe alle Hände voll zu thun!“

* * *

Wir haben Joſeph verlaſſen, wie er mit ſeinen Begleiterinnen ſeinem väterlichen Dache zueilt. Er machte im Uebermaß ſeiner freudigen Aufregung rieſenlange Schritte.

Leonore und Chriſtine konnten ihm kaum folgen. Als ſie auf dem Hofe angekommen waren, ſagte Leonore:

„Geh nur hinein, lieber Joſeph; ich will ſogleich

den Verwaltee bitten, daß er den Kahn hinaufsendet."

„Erlaube, Leonore, dafür sorge ich selbst," versetzte Joseph eifrig und eilte auf die Wohnung des Verwalters zu. Seine Schwester folgte ihm. Der Verwalter stand an der Hausthüre. Joseph gab ihm seine Befehle, der Verwalter nickte blos und sah dabei vertraulich lächelnd Leonoren an.

Es hieße an der Wahrheit sündigen, wenn man verhehlen wollte, daß auch Leonore sich in einer Gemüthsstimmung befand, in welcher ihr die Vertraulichkeit des Verwalters einen widerwärtigen, verletzenden Eindruck machte.

„Das Volk hier ist ziemlich des Respekts entwöhnt," sagte Joseph, als er mit Leonore in's Haus trat.

„Der Vater ist so lange fort," stammelte seine Schwester verlegen.

„Ich werde ihnen einige Lectionen geben," sagte Joseph.

Leonore eilte ihre Zofe aufzusuchen. Gertrude sollte den Verwalter um Ausführung dessen bitten, was Joseph ihm aufgetragen. Gertrude schüttelte den Kopf.

„Ich geh' nicht mehr zu ihm," ſagte ſie blaß werdend und ſich abwendend.

„Aber um Gotteswillen, was ſollen wir denn beginnen."

„Fordern Sie Alles von mir, nur dies nicht!"

Gertrude wollte ſich nicht weiter erklären — Leonoren verhinderte ein natürliches Gefühl weiter zu forſchen. Es mußte etwas vorgefallen ſein; der Verwalter, ſchien es, hatte das Vortheilhafte ſeiner Situation zu ſtark ausbeuten wollen. — Da war denn freilich nichts anderes zu thun, als einen Menſchen aus dem Dorfe zu beauftragen; aber während Leonore darüber mit ihrer Zofe ſprach, hörte ſie einen lauten Stimmenwechſel auf dem Hofe. Sie eilte voll plötzlicher Angſt hinaus. Joſeph zankte ſich mit dem Verwalter; er war zornig geworden, da er den letztern fortwährend ruhig unter ſeiner Hausthüre ſtehen ſah, als ob es in der Welt nichts für ihn zu thun gebe. Darum überſchüttete er ihn mit einem Strome von Vorwürfen. Der Verwalter aber war durchaus nicht in der Laune, ſich Dinge ſagen zu laſſen, welche ſo wenig Schmeichelhaftes für ihn hatten, als nur irgend Worte ausdrücken können. War es nicht genug, daß Gertrude ihm

heute, während des Spazierganges der Herrschaft, in einer sehr lebhaften Debatte, die freilich nur sein Betragen ihm zu Wege gebracht hatte, die Vorzüge seines äußern Menschen höchst schnippischer Weise in Frage gestellt? Und nun wollte noch dieser „verlorene Sohn" seine innere Würde, seinen moralischen Menschen durch liebenswürdige Aufrichtigkeiten, wie Faullenzer, ungetreuer Knecht, Schlingel u. s. w. — antasten? Das war zu viel!

„Mein Herr, ich rathe Ihnen, schweigen Sie, oder ich sage Ihnen etwas —"

„Ich bitte Dich, schweig, Joseph," sagte zitternd Leonore, die in diesem Augenblicke den Arm ihres Bruders ergriff, um ihn fortzuziehen.

„Schweigen soll ich? geh, geh, Leonore, dies ist keine Scene, bei der Frauen etwas zu thun haben. Geh, ich will diesem unverschämten Menschen hier seinen Laufpaß geben."

„Alle Donnerwetter," brach jetzt der Verwalter los — „meinen Laufpaß geben! — was verhindert mich, Sie noch in diesem Augenblicke aus dem Schlosse zu weisen?"

Leonore stürzte auf den Verwalter zu, sie hob bittend, weinend die Hände zu ihm auf.

„Fräulein, es thut mir leid Ihretwegen," entgegnete der Entrüſtete, „aber was iſt das auch für ein Anſinnen! wie können Sie mir zumuthen, ich ſoll die große Gefälligkait haben, mich Hallunken und weiß Gott was Alles ſchimpfen zu laſſen? Nein, Herr Baron Joſeph von Windſchrot, gehen Sie, woher Sie eben angelangt ſind, nach dem Lande, in dem der Pfeffer wächſt; oder ſuchen Sie Ihren Herrn Vater auf, der als Jacobiner und Uebelthäter zu Trier unter Dach und Fach gebracht iſt. Hier haben Sie nichts zu ſchaffen, dies Schloß gehört dem Kurfürſten, meinem gnädigen Herrn, und nicht Sie, Ich habe hier zu beſtimmen, wer ein Schlingel iſt!"

Damit wandte der Verwalter den Rücken und ſchlug die Thür ſeines Hauſes hinter ſich zu.

Joſeph war todtenblaß; er blickte ſeiner Schweſter in's Geſicht, aber ſie ſah es nicht und es war gut, daß ſie dieſen Blick voll Wuth und Verzweiflung nicht ſehen konnte; ſie hatte die Augen geſchloſſen und ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt geflüchtet.

Er führte ſie in's Haus und hier warf er ſich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit ſeiner Rechten. Leonore nahm ſeine andere Hand, und ſo vor ihm ſtehend, verſuchte ſie, endlich ihn zu tröſten.

„Laß mich, laß mich —“ ſagte er — „nein, bleib und erzähle, erkläre mir, was vorgefallen iſt, während ich fern war!“

Leonore erzählte Alles, was ſie wußte.

Als ſie geendet hatte, ſprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er ſtieß gräuliche Verwünſchungen aus, er fluchte auf Gott und die Welt, er fluchte auf ſeinen Vater. Leonore verbarg ihr Geſicht vor dieſem furchtbaren Ausbruch ſeiner Leidenſchaftlichkeit. Es lag etwas Erſchütterndes darin, es war ein Vulcan, ein Flammenaushauch einer Seele, auf deren Grund Dinge lagen, von denen Leonore nie vorher eine Ahnung gehabt.

„Geh,“ ſagte er endlich, „und ſorge, daß meine Frau nichts erfährt; ich will noch dieſen Abend zum Landrentmeiſter, und Windſchrot für die nächſten Wochen von ihm miethen. Er wird es nicht abſchlagen können. Unterdeß kann ich auf Mittel ſinnen, unſer ſchmachvoll vergeudetes Eigenthum wieder zu erringen. Denn das will ich und müßte ich den Teufel zu Hülfe rufen!“

VI.

Wir überſpringen die nächſten vierundzwanzig Stunden. Es war eine milde duftige Sommernacht. In dem Parke, in den wir den Leſer führen, kräuſelte ein leiſer Lufthauch die Lindenwipfel und die Wellen des Weihers, der weiße, verſchwiegene Geſtalten ſpiegelte, welche durch das Grün der Gebüſche glänzten. Sie ſtanden ſtill und unbeweglich, dieſe marmornen Ideale, während alles Andere im Hauch der Nacht ein zweites innigeres, tieferes Leben zu leben ſchien. Man hätte ſie beneiden können, ſolche Weſen von voller harmoniſcher Bildung, die ſich in Marmor gefeſtet hat, dem Schmerz und der Leidenſchaft und was entſtellt und den Herzensfrieden ſtört, in ewiger Unveränderlichkeit enthoben. Auf ihren glatten Stirnen liegt der Kuß des Mondes, ihr Auge blickt unbeweglich in die Ferne und um den Mund liegen ſtolze Zuverſicht und der Gedanke der Schönheit, dieſer hohen Braut des Schöpfers. Welcher Abſtand von ihnen bis zu den Weſen, die in ihrer Nähe ſich verſammelt haben, in jenen hohen prachtglänzenden Sälen des Schloſſes, deſſen ſtrahlende Fenſter durch die Gebüſche des Parkes blitzen,

während Muſik ihre üppigen Tonſtröme hinausſendet und der geheimnißvollen leiſen Stimmen der Nacht ſpottet. Von ſchönen, blendend ſchönen Frauen, von Männern in goldſtrotzenden Uniformen ſind dieſe Säle angefüllt; Federn, Blumen, Diamanten, Perlen, Ordensſterne, das Alles ſchwimmt wie ein Meer von Glanz durcheinander, und ſchöner, glänzender, ſtolzer noch als dieſe königlichen Stirnen, dieſe Perlen, dieſe Diamanten ſind die Namen, welche tönen durch das Geſumme der Stimmen, die ruhmbedeckteſten Namen, welche ſelbſt Perlen ſind, die die Geſchichte vieler Jahrhunderte ſich um's Haupt geflochten hat. In dem größten Saale ſteht, auf Treppenſtufen erhöht, ein Fauteuil, und über ihm hängen reiche Gewinde aus Blumen, unter denen vor allen die Lilie ſchimmert; ein ſchöner Mann von ſtolzer Haltung ſteigt die Stufen hinab und miſcht ſich unter die Andern: es iſt ein Prinz von Frankreich, Karl von Artois; zwei andere Bourbons ſind neben ihm, die beiden Condé, Vater und Sohn. Umher Sproſſen der Häuſer Crequy, Rohan, de la Tour d'Auvergne, Nivernois, Froulay, Croy, Montmorency, Elbeuf — der ganze ſtolze Adel Frankreich's hat ſich hier verſammelt — alle, alle ſind ſie da, bis auf Die-

jenigen, welche ein halb toller Advocatenſohn im Eifer für die Wahrheit der „Menſchenrechte“ hat — köpfen laſſen.

Wir ſind auf einem Feſte der Emigranten. Dieſe ganze glänzende Welt — es ſind heimatloſe Flüchtlinge, dem Schwert entronnene Unglückliche ohne Habe und ohne Vaterland. Und doch ſo froh, ſo ſorglos!

Unter allen den glänzenden Geſtalten begegnen uns außer Artois und Condé drei, welche wir kennen. Die erſte ein großer, düſterer, gebräunter Mann mit ſtarkem, ſchwarzem Bart und unſtät umherfahrenden Blicken der ſchmalen, ſchlauen Augen. Er ſcheint Converſationen mit den Einzelnen entgehen zu wollen und iſt bald in dem einen, bald in dem andern der Gemächer, wo er die verſchiedenen Gruppen beobachtet. Es iſt Joſeph. Seine Frau ſitzt auf einer Cauſeuſe neben einem alten Militair mit dem Ludwigskreuz, der einſt Gouverneur von Martinique war und ſich mit ihr in tropiſchen Erinnerungen ergeht. Leonore aber iſt im Ballſaal und tanzt eine Françaiſe. Ihr Partner iſt der junge Condé, der ihr fortwährend die verliebteſten Blicke zuwirft. Kein Wunder: ſie iſt von ſtrahlender Schönheit und ihre flammenden Augen, ihre lieblich gerötheten Wangen

ſcheinen mit muthwilliger Heiterkeit ſich in den Wettkampf deutſcher und franzöſiſcher Schönheit gewagt zu haben. Sie fühlt, daß eine Menge feuriger Blicke auf ihr liegen, auf ihr, deren hohe, ſchlanke Formen, deren blaue Augen und blonde Locken ſie vor allen den kleineren, zarteren, ſylphenhaften Schönheiten auszeichnen, welche ſie umgeben. Dies hebt und beflügelt ſie und ſie tanzt, als ob der elaſtiſche Fuß einer Atalante ſie trüge.

Als der Tanz beendet, bot Condé ihr den Arm und führte ſie durch die Gemächer.

„Sie ſind die Königin des Feſtes, das die Ritter der Lilie feiern," ſagte er. „Sie allein ſind die Lilie in dem Blumenkranz von Schönheiten, die uns umwogen. Platz der Königin!"

Er ſagte dies, indem er einen vor ihm ſtehenden Herrn zur Seite ſchob. Dieſer wandte ſich: es war Joſeph. Leonore erröthete, während der Blick ihres Bruders ihr mit einem Ausdrucke von Bitterkeit und Verſchmitztheit folgte. Als die Beiden am Ende der Gemächer angekommen waren, befanden ſie ſich in einem Cabinet, das mit ſeltenen Treibhausblumen angefüllt war; es herrſchte ein beklemmender Duft und eine erſtickende Hitze darin. Der junge Herzog

öffnete eine Glasthüre, welche über einige Stufen in den Park hinabführte; einzelne Paare der Tänzer waren vor ihnen hinausgeſchritten, um die Kühlung der wundervollen Sommernacht einzuſaugen, und wandelten in den Pfaden auf und nieder.

„Sie ſind echauffirt — wandeln wir ebenfalls hinaus,“ ſagte Condé — „es wird Sie erfriſchen. Die Nacht iſt berauſchend ſchön, iſt magiſch —“

„Aber“ — ſtammelte Leonore erſchrocken —

„Aber — o Sie wiſſen nicht, wie weh Sie mir mit dieſem ‚Aber‘ thun,“ flüſterte der Herzog weich. Dann wandte er ſich zu einer ältlichen Dame, die eben in das Cabinet eintrat.

„Madame de Breteuil,“ ſagte er, „würden Sie uns nicht begleiten, da das Fräulein mit mir allein die Nachtluft fürchtet?“

„Ich glaube es! Sie heißen Condé,“ ſagte Frau von Breteuil mit einem ironiſchen Lächeln — „das iſt viel zu ſehr ein Eroberername!“

Die Dame nahm den andern Arm des Herzogs und alle Drei ſchritten in dem Garten zwiſchen den Blumenparterres auf und nieder.

Nach einer Weile fand Frau von Breteuil, daß es für ſie zu kühl ſei. Sie machte ſich los und eilte

in das Schloß zurück, um, wie sie sagte, ihren Shawl zu holen.

„Welch glücklicher Einfall der alten Dame," sagte Condé — „Leonore, lassen Sie mich diese kostbaren Augenblicke zu dem benutzen, wozu mich mein Herz unwiderstehlich drängt —"

Leonore erbebte und entzog ihm ihren Arm, während sie sich ängstlich umsah, als wollte sie Frau von Breteuil nacheilen.

„O um Gottes willen, eilen Sie nicht fort — zürnen Sie mir nicht — ich fühle es, meine brüske Leidenschaftlichkeit muß Sie beleidigen — aber ist es meine Schuld, wenn mein Herz so heiß schlägt? wenn die gewaltigsten, göttlichsten Gefühle stets nur weniger Augenblicke bedürfen, um sich seiner zu bemächtigen?"

„Sprechen Sie nicht weiter, Herzog, oder ich muß Sie allein lassen!"

„Sie wissen nicht, wie grausam Sie sind — was verlange ich denn von Ihnen? Nichts, als ein theilnehmendes Gehör; für meine letzten Empfindungen und Gedanken möchte ich eine schöne und tiefe Seele finden, würdig sie aufzunehmen und als das Erbe eines Condé zu bewahren, wenn ich nicht mehr

bin. Ich habe ja leider nichts Anderes zu vererben — ich bin ein armer, geächteter Flüchtling!"

Condé hatte den Ton angeſchlagen, der allein Leonore bewegen konnte, ihm zuzuhören. Er wandte ſich an ihr Mitleid, dieſen Zauberſchlüſſel, der jedes Frauenherz öffnet.

„Und doch," fuhr er fort, „dieſes Erbe, das ich Ihnen, nur Ihnen auf Erden hinterlaſſen möchte, iſt ja ſo unendlich reich — was iſt dagegen alles Gold, aller äußere Glanz, den das Haus meiner großen und erlauchten Väter je beſeſſen hat! Es iſt der Schatz meiner glühenden Seele, meiner — ja ich will es ausſprechen, ich werde nach wenigen Tagen in den Krieg ziehen und, ich ahne es, ich werde fallen in dieſem Kriege — das Teſtament eines Kriegers aber, das wiſſen Sie, bedarf keiner langen Vorbereitungen: — es iſt der Schatz meiner Liebe für Sie!"

„Um Gottes willen, mein Herr — ſchweigen Sie."

Leonore wollte fliehen, aber er hielt ſie zurück.

„O, ſo hören Sie mich doch, Leonore, Sie wiſſen, was uns aus unſerem Vaterlande verbannt hat. Wir haben uns hier zuſammengeſchart, ein kleines

Heer, aber entſchloſſene Männer, der höchſte Adel Frankreich's, Alle bereit, unſer Blut hinzugeben für die Befreiung unſeres Vaterlandes, für unſern König, für den allmächtigen Gott, den die frevelhafte Canaille entthront hat. Mein Vater führt uns; ich diene unter ihm, und ehe wenig Tage vergehen, ſtehen wir Aug' in Aug' einem unermeßlichen blutigen Barbarenhaufen gegenüber, um einen Krieg auf Tod und Leben, einen Krieg der Vernichtung mit ihm zu führen. In dieſer ernſten Lage — die Hand auf's Herz — werden Sie behaupten, Leonore, ich könne in dieſer Lage Sie täuſchen wollen? Iſt dies eine Zeit für mich, ein frevelhaftes Spiel mit einem Weſen zu treiben, deſſen erſter Anblick auf mich den unauslöſchlichen Eindruck machte, den die Erſcheinung eines ſtrahlenden Engels auf einen armen Sterblichen machen würde? O, antworten Sie mir, ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, antworten Sie mir!"

Condé ließ ihren Arm fahren, und kniete vor ihr nieder, indem er ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

„Ich bitte Sie," ſagte Leonore, deren Herz ſtille ſtand vor innerer Bewegung, „laſſen Sie uns zurückkehren — es iſt Niemand mehr im Garten, bei

Allem, was Ihnen heilig iſt, Herzog, laſſen Sie uns zurückkehren!“

„Wenn Sie mich ſo beſchwören, ſo muß ich gehorchen. Aber ich muß Sie einmal noch allein ſprechen. Ein freundliches Wort müſſen Sie mir mitſenden in den Krieg, in welchem Ihr Bild vor mir herziehen wird, wie eine zweite Jungfrau von Domremy, um mich zum Siege zu führen, zum Siege Frankreich's und ſeines Königs, zum Siege jener heiligen Weltordnung, der die Religion, die Jahrhunderte und die Hingebung unſrer Väter ihre unantaſtbare Sanction verliehen haben.“

Condé küßte noch einmal ihre Hand und dann führte er ſie in die Geſellſchaft zurück. Als er die Thüre des kleinen Blumencabinets vor ihr offen warf, murmelte er zwiſchen den Zähnen:

„Ma foi, il ne l'aura pas!“

Leonoren kam ihr Bruder entgegengeſchoſſen.

„Um's Himmels willen, Leonore, welche Thorheit begehſt Du,“ ſagte er leiſe, aber mit großer Heftigkeit: „Graf Artois hat dreimal nach Dir gefragt.“

„Was geht mich Artois an?“ verſetzte Leonore gereizt und wendete ſtolz und unwillig ihrem Bruder

den Rücken. Sie hatte nie in ihrem Leben einen Augenblick gehabt, in welchem ſie weniger geſtimmt geweſen wäre, Vorwürfe anzuhören.

„Was er Dich angeht? Leonore," ſagte Joſeph und ergriff ihre Hand, die er kräftig drückte — „keine Thorheit! Du haſt allen Grund, Dich gegen den Prinzen freundlich zu zeigen. Von ihm hängt das Schickſal unſers Hauſes ab. Präg' Dir das tief in's Herz und — ſei klug!"

Leonore ſah ihn überraſcht an — aber Joſeph wandte ſich ab und überließ ſie einem jungen Marquis, der ſie zum Tanze abholte.

Als der Tanz beendet, ſuchte Leonore ihren Bruder wieder auf. Sie fand ihn, nachdem ſie ſich lange vergeblich nach ihm umgeſchaut, mit Frau von Breteuil in einer Fenſterniſche ſtehend.

„Man iſt voll des beſten Willens für Sie," ſagte ihm die alte Dame. „Sie können darauf rechnen, daß man es ſich beim Kurfürſten zu einer Ehrenſache machen wird. Warnen Sie Ihre Schweſter nur vor Condé. Er iſt ein Schalk und es ſcheint mir, er beabſichtigt, dem Prinzen einen Streich zu ſpielen!"

„Still, meine Schweſter kommt. — Leonore,"

fuhr Joſeph fort, als dieſe herantrat, „Frau von Breteuil iſt von großer Freundlichkeit für uns. Es ſind ſo viele Fremde da, daß die Equipagen nicht hinreichen, auch uns fortzubringen, da wir am weiteſten bis zu Hauſe haben. Herr von Mollenbach wird meine Frau in ſeinem Wagen mitnehmen und nach Windſchrot fahren laſſen; ich gehe zu Fuße und Du wirſt in den Gemächern der Frau von Breteuil im Schloſſe ſchlafen — morgen wird man Dich heimfahren laſſen, oder ich werde kommen, Dich abzuholen.“

„Ich bin Frau von Breteuil ſehr dankbar — aber iſt nicht —“

Leonore wurde unterbrochen. Der Graf von Artois trat zu der Gruppe.

„Sie waren verſchwunden, Mademoiſelle Leonore, die Königin unſers Feſtes war fort,“ ſagte er vorwurfsvoll. „Wenn man wie Sie iſt, ſo hat man nicht nöthig zu glänzen durch Abweſenheit! Das iſt eine Art ſich auszuzeichnen, welche die Geſellſchaft, die alle Auszeichnungen nicht leicht verzeiht, Ihnen am ſchwerſten vergeben wird.“

„Monſeigneur —“ verſetzte Leonore ſchüchtern — „wie ſollte ich dies fürchten — eine ſolche Ge-

ſellſchaft kann ſich unmöglich um ein armes Mädchen kümmern, das ſie nicht kennt.“

„O glauben Sie das nicht — die Geſellſchaft vergöttert Sie, betet Sie an — Sie lächeln ungläubig, Mademoiſelle, und Sie beleidigen mich. Wenn ein franzöſiſcher Prinz auch nicht mehr ſagen kann: ‚der Staat, das bin ich‘, ſo laſſen Sie ihm doch den Troſt, zu ſagen: die Geſellſchaft, das bin ich!“

Der Prinz verbeugte ſich und Leonore wußte nicht mehr, was ſie den Schmeicheleien des geiſtreichen Fürſten erwiedern ſollte. Er verließ ſie von nun an kaum mehr und machte ihr in höchſt auffallender Weiſe den Hof.

VII.

Das Feſt war zu Ende. Die Equipagen rollten mit den Gäſten davon. Joſeph hatte ſeine Frau den leeren Platz im Wagen eines Herrn von Mollenbach, eines Landedelmanns aus der Gegend von Windſchrot, einnehmen ſehen, dann kehrte er in die Säle zurück, um von Leonoren Abſchied zu nehmen. Frau von Berteuil hatte eben ihren Arm ergriffen, um ſie nach oben in ihre Wohnzimmer zu führen.

„Leonore," flüsterte Joseph ihr in's Ohr — „Leonore, sei klug — stoße nicht zurück, was das Glück Dir in den Schoos wirft und — denke an die Lage unsers Hauses! — Frau von Breteuil," fügte er dann laut hinzu, „ich werde morgen meine Schwester abholen und Ihnen sagen, wie tief Sie mich verpflichten."

Er wandte sich und eilte fort, ohne auf Leonorens ängstlichen Ruf zu hören, die, erschrocken über seine mysteriösen Andeutungen, eine Menge Fragen an ihn richten wollte.

„Kommen Sie, Mademoiselle, kommen Sie," sagte die graziös lächelnde alte Dame, „ich habe ein stilles Zimmerchen für Sie herrichten lassen, wo Sie charmant schlafen werden — denn Sie bedürfen der Ruhe, Sie sind furchtbar echauffirt."

Das war Leonore in der That, der Kopf wirbelte ihr förmlich, und so ruhig auch ihr kleines Schlafzimmer neben den Zimmern der Frau von Breteuil, so war doch an Schlaf für sie lange nicht zu denken. Sie zog den großen Fauteuil, der am Kopfende ihres Bettes stand, an das Fenster, öffnete dies und warf sich erschöpft auf das schwellende Polster. Die Nachtluft strömte auf sie ein und war ihr

wie ein kühler Trunk, den ein Verdurſtender in vollen Zügen ſchöpft. Das Mondlicht übergoß ſie und lag ſo hell auf ihr, als ob es angezogen werde von der grazienhaften, prachtvollen Geſtalt mit dem herrlichen Kopfe. Auf der hellgrünen Seide, in dem bleichen Licht, ſah dieſer Kopf wie Marmor aus, in dem ein Künſtler ſeines Herzens ſüßeſte Träume von idealer, ewiger Schönheit zur Wirklichkeit gezaubert.

Sie fühlte ſich wie in einem Traume. Und traumhaft war freilich dieſer Uebergang aus einer peinlichen, ärmlichen, verlaſſenen Lage in einen Kreis, in dem alle Strahlen irdiſchen Glanzes wie in einem Zauberſpiegel zuſammenzulaufen ſchienen, in welchem ſie, das einfache Landfräulein, das arme verwaiſte Mädchen, plötzlich der Gegenſtand ſo vieler Huldigungen geworden war, in welchen ein Prinz von Frankreich, ein Herzog von Bourbon zu ihren Füßen lagen. Leonore hätte kein Weib ſein müſſen, wäre ſie nicht berauſcht geworden. Und das war ſie. Dieſe Männer mit den großen, ruhmbedeckten Namen ſtanden vor ihr wie ideale Geſtalten, von einem Strome von Poeſie getragen. Es waren die purpurgeborenen Söhne des Geſchickes, welchen der Himmel ſelbſt die Salbung zu Fürſten der Menſch-

heit gegeben, die Heroen, auf deren Haupt die Erinnerungen ſo vieler glorreicher Jahrhunderte wie eine Krone glänzten. Und ſie waren verbannt und geächtet. Sie beſaßen nur noch ihren Degen, dieſe Ritter des göttlichen Rechtes und alles Adelthums, dieſe Männer und Helden der Idee, welche ſeit tauſend Jahren die abendländiſche Welt getragen und gefeſtet hatte. Wie erſchienen ſie nun doppelt groß, wie riſſen ſie nun das ganze Leben des jungen Mädchens zu Bewunderung, zu tief innerſter Theilnahme hin!

Und dieſer Condé vor Allen, dieſer Mann mit den dunkeln, blitzenden Augen und der verführeriſchen Lippe, dem großen, offenen Herzen und der freien Seele — Leonore hätte aus ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſeinen Namen in die verſchwiegene Nachtluft rufen mögen, während ſie die Hand auf das fieberiſch pochende Herz drückte. —

Endlich ſchlummerte ſie ein, und als ſie erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel. Ihr erſter Blick fiel auf einen großen Blumenſtrauß, der vor ihr in der Brüſtung des offenen Fenſters lag. Sie ergriff ihn — ein Billet fiel daraus, das ſie haſtig aufriß und las. Es lautete:

„Theuere Leonore!

Ich bin in Verzweiflung. Von dieſem Tage erwarte ich das Glück meines Lebens, und nun erhalte ich vom Grafen von Artois den Befehl, mich ſofort nach Coblenz zu begeben, wo ich den ganzen Tag beſchäftigt ſein werde. Und doch muß ich Sie ſprechen. Ich werde Abends zurück und um zehn Uhr an der Statue des Schlummergottes neben dem Weiher im Parke ſein. Wollen Sie, daß ich leben ſoll, o ſo verſagen Sie nicht! Unterdeß — fürchten Sie Artois. Bis in den Tod Ihr

Louis de Bourbon."

Leonore war heftig erſchrocken. Ihr jungfräulicher Stolz empörte ſich bei der dreiſten Leidenſchaftlichkeit des Mannes, der ſolche Zeilen an ſie zu richten wagte. War etwas in ihrem Betragen geweſen, das ihn dazu berechtigt? Und weshalb ſollte ſie Artois fürchten? Das beunruhigte ſie auch. Sie ſollte ja nur noch wenige Augenblicke im Schloſſe ſein. Dann kam ihr Bruder, um ſie abzuholen. Wie konnte ſie deshalb Condé ein Rendezvous geben?

Das Kammermädchen der Frau von Breteuil kam herein, beſchwert mit einem Carton, der in der

Frühe angekommen; er enthielt Kleider Leonorens, die Joseph seiner Schwester herübersandte, welche nur ihren von der Schwägerin entliehenen Ballstaat bei sich hatte. Die Zofe bot ihre Dienste bei der Toilette an und führte Leonoren dann zu ihrer Herrin, um mit dieser die Morgenchokolade zu nehmen.

„Wie haben Sie geruht?" fragte die freundliche alte Dame, als Leonore bei ihr eintrat — „setzen Sie sich, theures Kind — der Graf hat schon zweimal hergeschickt, um sich nach Ihnen zu erkundigen — wissen Sie, daß es zehn Uhr ist?"

„Zehn Uhr? Und mein Bruder noch nicht da?"

„Es ist merkwürdig, wie Sie aussehen! So frisch, so blendend — keine Spur von Ermüdung mehr — Sie sind ein wahres Wunder. Es ist leicht begreiflich, daß Sie alle Männerherzen hinreißen. Der Graf ist rein toll — und darauf können Sie sich etwas einbilden — wäre er auch nicht nach dem Könige von Frankreich der vornehmste Mann, ich darf wohl sagen, der Welt — er wäre immer der süperbste Cavalier!"

Frau von Breteuil ergoß sich nun in einen Strom von Lobeserhebungen des Grafen von Artois

Sie hatte eine höchſt geläufige Zunge. Sie plauderte in Einem fort, ſie ſchüttete endlich in Leonorens Buſen allen ihren Kummer aus. Was hatte ſie auch nicht leiden müſſen, die arme Frau, ſeit ſie Frankreich verlaſſen! Das Unglück hatte begonnen mit dem herzbrechenden Tode Coco's, ihres Affen, der am Tage nach dem 14. Juli, der Erſtürmung der Baſtille, geſtorben war, ganz gewiß aus Zorn über die Frechheit des ſo plötzlich emancipirten Pöbels. Dann war ihr ein Garten mit zwei ſchönen Gewächshäuſern demolirt worden, weil man ein Beet mit blühenden Lilien durch das Gitterthor hatte ſchimmern ſehen. Auch hatte das Volk bei dieſer Gelegenheit ihren Gärtner erdroſſelt, der ſich zur Wehre geſetzt, worüber Frau von Breteuil ſich noch am erſten tröſtete, weil ſie ihn doch hatte abſchaffen wollen, da er es nie dahin gebracht, ihr die Artiſchoken ſo zeitig zu liefern, wie die Herzogin von Luynes ſie auf die Tafel bekam. Pour comble de malheur aber hatten die Jakobiner ihren Schooshund Zaire als Ariſtokraten mit den Beinen an einen Laternenpfahl aufgehängt, weil das arme, liebe Thier aus ihrer Equipage heraus einen Trupp Sansculotten angebellt, als ſie ihn hatte ſpazieren

fahren laſſen, um die freie Luft zu genießen. Da hatte ſie es nicht mehr ausgehalten und war emigrirt, und nun ſaß ſie hier, in einem miſerablen deutſchen Landſchloß mit ſeinem jämmerlichen Park, von der Gnade eines deutſchen Fürſten lebend, der die Niedrigkeit gehabt hatte, ihr nicht einmal einen Theil ſeines Marſtalls zu ihrem Gebrauch herüberzuſenden, der ſich endlich in allen Dingen als einen höchſt knauſerigen Juden zeigte, wenn er auch ein Erzbiſchof und Kirchenfürſt war; und wenn ſie nicht wüßte, daß das Emigrantenheer da ſei und nächſter Tage in Frankreich einrücken werde, um Zairens beweinenswerthen Tod im Blute einer Million gottverfluchter Jakobiner zu rächen, ſo würde ſie ganz außer ſich ſein. So plauderte Frau von Breteuil und hörte nicht auf, bis ein Diener eintrat und meldete, daß das Frühſtück ſervirt ſei.

Frau von Breteuil begab ſich mit Leonoren in den Speiſeſaal. Mehrere Herren traten ihr entgegen und umgaben ſie. Ein gewiſſer Uebermuth in ihrem Weſen, etwas, das wie ſpöttiſches Lächeln ausſah, begann Leonoren zu verletzen. Aber nach wenig Augenblicken flog eine Flügelthüre auf, der Ruf: „Son Altesse royale!“ tönte durch den

Saal, die Anwesenden bildeten in ehrfurchtsvoller Haltung ein Spalier und verbeugten sich tief, als der Graf von Artois an ihnen vorüberschritt, um sich an einem oben im Saale aufgestellten erhöhten Tische niederzulassen. Er frühstückte allein, während die Uebrigen an einer größeren Tafel Platz nahmen. Leonore war erstaunt über die Strenge der Etiquette, welche alle Bewegungen regelte, und die doch so übel angebracht war bei einer Schaar beraubter Flüchtlinge; aber noch weit mehr war sie erstaunt über die Gespräche, welche rechts und links von ihr geführt wurden. Sie sah, daß Frau von Breteuil durchaus nicht eine Thörin auf ihre eigene Rechnung war, wie sie geglaubt hatte, sondern daß alle diese Menschen in gleichem Tone redeten. Man moquirte sich aufs Grausamste über die deutschen Gäste, welche am gestrigen Abende sich eingefunden, obwohl sie Eltern, Brüder, Schwestern der Anwesenden großmüthig unter ihr Dach aufgenommen hatten und eine verschwenderische Gastlichkeit gegen dieselben übten. Die Damen beklagten sich über die lächerlichsten Lappalien, die sie entbehren mußten. Der einen fehlte ein Saffiankissen, und die andere war in Verzweiflung, daß sie ihren Beichtvater und

ihren Canarienvogel nicht bei ſich habe; eine gutmüthig ausſehende dicke Vicomteſſe war troſtlos, daß ihr Lieferant von Poudre à la Marechale und Odeurs dem execrablen Dumoulins Zimmer vermiethet habe, und daß ſie nun, wenn ſie nach einigen Wochen im Gefolge der Armee nach Paris heimkehre, ohne ihr bewährtes Arom ſein werde. Nur einige wenige Männer waren da, auf deren Geſichtern der Schatten einer ernſten Trauer lagerte und auf ſie und auf Artois heftete Leonore ihre Blicke, um nicht aus ihren Himmeln zu fallen. Sie ahnte es nicht, wie viel noch in dieſem emigrirten Grafen von dem Prinzen von Frankreich ſteckte, der unter anderen Streichen vor nicht langer Zeit die „Salzmagazine des Königs“ hatte öffnen laſſen, um mitten im Sommer ſich das Vergnügen einer künſtlichen Schlittenbahn zu machen, die von Marly bis nach Rambouillet reichte!

Der Graf hob die Tafel auf. Leonore wurde immer unruhiger, weil ihr Bruder nicht kam. Ihre Frage nach ihm ſchnitt Artois ab, indem er ihr den Arm bot, um ſie in den Hof zu führen, wo ein paar angeſpannte Wagen hielten. Man wollte mit einer Spazierfahrt in's Gebirge die Stunden bis zum Diner am ſpäten Abend hinbringen.

„Aber ich darf mich nicht entfernen. Jeden Augenblick kann mein Bruder kommen; es ist unmöglich, Hoheit!“

„Was ist unmöglich einer Schönheit, wie die Ihrige, Madamoiselle — Ihr Bruder weiß Sie gut aufgehoben — er wird warten, wenn er kommt!“

Der Graf hatte ihren Arm gefaßt und hob sie in den Wagen. Nach ihr half er Frau von Breteuil hinein, setzte sich zu ihnen und der Wagen rollte davon.

Das Ziel der Spazierfahrt sollte eine Ruine am andern Ufer der Mosel sein. Nachdem man etwa eine Stunde gefahren, verließ man die Wagen, um sich in einem Nachen über den Fluß setzen zu lassen und die übrige Strecke des Weges zu Fuß zu machen. Leonore athmete froh auf, als sie den Wagen verlassen konnte. Während der ganzen Fahrt hatte Frau von Breteuil geschlafen, oder sich schlafend gestellt, und Artois war Leonoren während des Tete a Tete, das daraus folgte, immer unheimlicher geworden. Er war ihr immer näher gerückt, er hatte nicht aufgehört, ihr die übertriebensten Schmeicheleien zu sagen, und in seinem ganzen Wesen einen spöttischen Uebermuth verrathen, eine sieggewöhnte Unverschämtheit,

die Leonoren empörte und der ſie doch weder recht zu antworten, noch ſich zu entziehen vermochte — ſo ſehr imponirte ihr noch immer der Rang und der Name des Mannes, der ſie demüthigte.

Auch während man den Pfad zu der Burgruine hinanſtieg, war er fortwährend an ihrer Seite. In der Ruine ließ er ihren Arm nicht fahren, und was Leonore am meiſten beängſtigte, war der Umſtand, daß Frau von Breteuil auf halbem Wege zurückgeblieben, weil ihr die Höhe zu ſteil, und daß das übrige Gefolge ſich wie gefliſſentlich fortwährend entfernt hielt. Endlich ſah Leonore ſich in einem runden, ziemlich wohlerhaltenen Thurmgemach ganz allein mit dem Grafen und dieſer zog die einzige, durch ſtarke alte Beſchläge vor dem Auseinanderfallen bewahrte Thür hinter ſich zu.

„Ma foi,“ ſagte Artois, den Arm um ihre Taille ſchlingend, „ich bin nie mit einem ſchönen Kinde allein, ohne in der erſten Viertelſtunde eine Gunſtbezeugung, oder eine Ohrfeige erhalten zu haben! Leonore iſt mir zu gut, um mir die letztere zu geben.“

Er zog ſie an ſich und wollte ſie küſſen.

„Monſeigneur!“ rief Leonore aus und ſuchte ſich, glühend vor Zorn, loszureißen.

Er ließ ſie fahren und ſah ſie mit funkelnden Blicken an. Sie war wunderbar ſchön in ihrem Zorn, wie ein beleidigter Cherub.

„Du biſt magnifique, blendend!“ ſagte er und nahte ſich ihr wieder.

„Rühren Sie mich nicht an, oder —“

„Quelle niaiserie!“

Er umſchlang ſie wieder; ſie ſtieß ihn zurück.

„Ich werde um Hülfe ſchreien!“

„Man wird Dir nicht helfen!“

„Wenn Sie mich beleidigen — mein Bruder wird Sie tödten!“

Artois lachte. „Dein Bruder? er iſt vernünftiger als Du. Er weiß, was ich für ihn thue, wenn Du meine Freundin wirſt.“

Leonore hatte ſich abermals losgeriſſen, aber im Ringen war ihr das Billet Condé's aus dem Buſen gefallen. Artois nahm es auf; ſie konnte ihn nicht daran verhindern, denn ihre Kniee wankten ſo, daß ſie ſich an der Mauer ſtützen mußte, um ſich aufrecht zu erhalten.

Die letzten Worte des Grafen hatten ihr einen Dolch in's Herz geſtoßen.

Artois las das Billet. Dann lachte er laut.

„Jetzt begreife ich Deine Sprödigkeit! Condé, dieſer abſcheuliche Spitzbube hat mir Dein Herz geſtohlen. Aber Du thuſt ſehr unklug, ihm zu glauben. Das iſt nichts als ein Complott gegen mich. Als ich Dich zuerſt geſehen hatte, Leonore, und mit ihm heimfuhr, war ich ſo unvorſichtig, meine Bewunderung für Dich zu lebhaft auszuſprechen. Aber, was willſt Du? Wenn das Herz voll, fließt der Mund über. Ich wette, in demſelben Augenblicke auch hat dieſer Schelm von Condé beſchloſſen, Dich mir zu entführen. Liebſt Du ihn? Seid ihr deutſchen Mädchen ſo leicht erobert? o pfui!“

Leonorens Faſſung war am Ende. Entrüſtet rief ſie aus:

„Ich glaube, Sie predigen Moral — in dieſem Augenblicke — nein, Monſeigneur, die deutſchen Mädchen ſind nicht leicht erobert, und am wenigſten von einem eiteln Thoren, der ſich für unwiderſtehlich hält, einem Menſchen ohne Loyalität und Sitte, einem Unverſchämten, wie Sie!“

„Verfluchter Condé — das iſt Dein Werk!“ Artois knirſchte mit den Zähnen und ſetzte hinzu: „Du biſt eine Thörin, ich ſchwöre es Dir — Condé betrügt Dich, Du wirfſt Dich weg, indem Du das

Werkzeug ſeiner Rache wirſt — er kann immer noch nicht vergeſſen, was ich ſeiner Frau auf dem Maskenballe zu Verſailles gethan, und ſeitdem —"

„Er iſt verheirathet?" ſchrie Leonore auf und Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht.

Dieſer Ausruf ermuthigte Artois wieder.

„Das wußteſt Du nicht? ja, thörichtes Kind, er iſt freilich verheirathet, mit Niemand Geringerem, als meiner ſehr ſchönen Couſine, Louiſe Marie Thereſe Bathilde von Orleans — er hat Dir am Ende gar verſprochen, Dich zu heirathen? ha, ha, ha — nun ſiehſt Du, daß er ein Lügner iſt!" —

Leonore hatte ihr bleiches Geſicht in ihren Händen geborgen. Artois ergriff noch einmal ihren Arm.

„Fort" — ſagte ſie — „verſperren Sie mir nicht länger den Weg — oder ich werde Ihnen etwas ſagen, das mir ihn frei macht!"

„Und was wirſt Du mir ſagen, zürnende Diane?"

Leonore war auf's Aeußerſte gebracht. Sie fühlte eine Kraft des Zornes in ſich, als ob ſie den dreiſten Roué mit dem impertinenten Lächeln erdroſſeln könne.

„Daß Du und Deine Landsleute mich in einen Abgrund von Schande haben blicken laſſen, von dem mein Herz nichts ahnte, daß ich jetzt den Sinn von

Reden verſtehe, die ich nicht faßte, die ich für Phraſen lächerlicher Freiheits-Schwindler hielt; ja, mir iſt, als ſehe ich ſie jetzt, die weltentiefe Kluft von Elend, Schmach und Frevel, die Du und Deinesgleichen unter dem Boden der Menſchheit ausgehöhlt haben ſollen! Ich begreife jetzt euere Revolution. Sie will jene Kluft füllen und nimmt dazu euere Rechte, euere Anmaßungen, euere vom Volke erpreßten Schätze, euere Leiber ſelbſt, euere Köpfe! Wehe über euch, Frevler! wie viel Köpfe, wie viel Jahre voll blutiger Arbeit wird ſie bedürfen, den unermeßlichen Abgrund zu füllen, die Dämonen da unten zu erſticken, deren Erzeuger ihr waret! Und Du ſtehſt lachend da in Deinem Uebermuthe, Du Thor und ahnſt nicht, daß an Dir und Deinen Brüdern die Sünde der Jahrhunderte gerächt wird, daß über Dir der Fluch der Menſchheit ſchwebt, daß er Dich verfolgen und umtreiben wird durch alle Welt, das raſtlos wandernde Geſpenſt der Ruchloſigkeit Deiner im Grabe verfluchten Ahnen!“

Die Worte ſprudelten über Leonoreus Lippen, ohne daß ſie ſelbſt faſt wußte, was ſie ſagte — ihr Zorn wirkte wie eine Eingebung von oben. Sie ſchritt ſtolz, marmorbleich, wie eine Erſcheinung an Artois

vorüber, riß die Thür auf, flog einige verfallene Stiegen hinab und verließ, ohne irgend Jemanden von dem Gefolge des Grafen zu begegnen, die Ruine. Ein Fußsteig führte hinter der Burg in den Wald, der die Berghöhen bedeckte. Ihm folgte sie und war nach wenig Augenblicken im Gebüsch verschwunden.

VIII.

Sehen wir uns jetzt, während so Leonore verzweifelt ihr Heil in der Flucht sucht, nach ihrem Bruder um.

Nachdem Joseph, wie wir oben erzählt haben, die ganze Wahrheit über die Lage seiner Familie erfahren, hatte er sich ein heiliges Gelöbniß auferlegt, das Haus seiner Väter wiederzuerwerben, koste es, was es wolle. Wie oft waren nicht aus der fernen Fremde, weit über's Meer, die Blicke seines Geistes zurückgekehrt zu diesem väterlichen Dach mit seinen Wappen und kleinen Thürmen und Giebeln, an die sich Alles knüpfte, was von Stolz in seiner Seele war. Und in der Erinnerung an diesen Adelsitz, den die Phantasie ihm weit größer, stattlicher, imponirender malte, als er sich in den Blicken eines Fremden

je geſpiegelt haben würde, lag Troſt, Erquickung, Erhebung für Joſeph in den demüthigendſten und drückendſten Lagen ſeiner abenteuerlichen Fahrt; ihn zu verlieren, das ſchien ihm ein Schlag, als wenn der Herold ſein Wappen zerbreche, als wenn ſein Name begraben werde und ausgetilgt für alle Zeit, als wenn er nun nichts mehr ſei, als der heimatloſe Adoptivſohn eines — Kaufmanns!

Er hatte für's Erſte das Herrenhaus von Windſchrot gemiethet, und da er mit Gold reichlich verſehen war, ſo wurde es ihm leicht, jede Ahnung der Wahrheit von ſeiner jungen Frau entfernt zu halten und ihrer ferneren Bewirthung einen Anſtrich von angemeſſenem Wohlſtand zu geben.

Auf dem Feſte der Emigranten war Frau von Breteuil es geweſen, welche ihn ſondirt hatte, um ſeine Geſinnung in Beziehung auf das „Glück“ kennen zu lernen, welches Leonore in den Augen Karl's von Artois gemacht hatte. Was man durch das Geplauder des Kaſtelans von Schönbornsluſt über die Verhältniſſe der Windſchrot erfahren, war hinreichend, Artois den Entſchluß faſſen zu laſſen, nicht allein Condé zum Trotz Leonorens Eroberung zu machen, ſondern auch ſie als erklärte Freundin

bei ſich zu behalten. Die Andeutungen der Frau von Breteuil in dieſem Sinne empörten Joſeph im erſten Augenblicke. Aber er verbarg ſeine Entrüſtung und fing an zu rechnen und endlich warf der ungemeſſene Ehrgeiz, der leidenſchaftliche Stolz ſeines Herzens das entſcheidende Gewicht in die Wagſchale. Artois' Vermittlung — das war der kürzeſte, der beſte, ja der einzige Weg, auf welchem ſeine alte angeſtammte Baronie wiedererlangt werden konnte; und hing er nicht an ihr, daß er eher ſeine Seele dem Böſen, als ſie dahingegeben hätte? ‚Eher ſterben,‘ ſagte er und fluchte dabei, um ſeine brutale Energie zu erhitzen — ‚als wie ein Habenichts ſchamroth mit einer geldſtolzen Frau zu den geldſtolzeren holländiſchen Muhmen und Oheimen zurückzukehren!‘

Er traf ein Abkommen mit ſeinem Gewiſſen. Er willigte in nichts, als daß ſeine Schweſter einige Zeit bei Frau von Breteuil zum Beſuche zurückbleibe. Für dieſe Gefälligkeit wollte Frau von Breteuil den Grafen von Artois zu einem dringenden Schritte bei dem Kurfürſten veranlaſſen, auf daß dieſer die Baronie Windſchrot ihrem ehemaligen Erben gegen Erſtattung der Kaufſumme wieder ausliefern laſſe. In der That ſchrieb auch noch am Morgen nach dem Feſte, wäh-

rend Leonore noch ſchlief, Artois einen Brief in dieſem Sinne an den Herrn von Dominique, den alles vermögenden Miniſter des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus zu Trier.

Joſeph hatte allein, zu Fuße, den Heimweg von dem Schloſſe der Emigrirten nach Windſchrot zurückgelegt. Was er dachte und empfand während ſeiner nächtligen Wanderung, iſt ſchwer zu ſagen. Aber gewiß iſt, daß er die beiden folgenden Tage in höchſt düſterer und ungeſelliger Laune war. Er ging unruhig umher, er blieb keine Viertelſtunde an derſelben Stelle und war ſo barſch, ſo ſchwarzgallig, daß er Chriſtinen immer unheimlicher wurde und ſie am Ende ihn ſchüchtern bat, er möge mit ihr heimkehren, da es ihr durchaus nicht in Windſchrot gefalle.

„Gefällt es Dir nicht hier, Chriſtine? ich bedauere es, aber ich kann Dir nicht helfen! Es iſt unmöglich auf all' Deine einfältigen Capricen Rückſicht zu nehmen. Wir werden nach dem Tode Deiner Aeltern immer in Windſchrot leben — darauf mach' Dich gefaßt!"

Während Joſeph ſo zu ſeiner Chriſtine ſprach, und zwar in einem Tone, den die arme kleine Frau zum erſten Male in ihrem Leben von ihm hörte —

es war gegen die Abendzeit des zweiten Tages nach dem Feste — öffnete sich die Thüre und ein Fremder trat in das Zimmer.

Der Mann war bejahrt, bleich und hager, hoch von Wuchs, aber durch das Alter bereits etwas gekrümmt. Sein Antlitz war tief durchfurcht, heftige Leidenschaften und Begierden, die furchtbar in diesen ursprünglich schönen Zügen gehaust haben mußten, hatten ihre Spuren darauf zurückgelassen. Zudem war das Gesicht entstellt durch einen abscheulichen grauen Stoppelbart, während das Haar lang und wirr um seinen Kopf hing. Seine Kleidung war abgerissen und von äußerster Dürftigkeit.

„Wer hat den Bettler hereingelassen? Fort mit Euch!“ rief Joseph zornig.

„Sephchen — mein Söhnchen — kennst Du mich nicht mehr!“ sagte der Fremde und wollte die Hand Joseph's ergreifen.

Dieser stand bleich, zitternd, wie an den Boden genagelt.

Der alte Baron Windschrot — denn Niemand anders als er was es — zeigte sich dadurch nicht aus der Fassung gebracht. Daß seine Angehörigen bei seinem Erscheinen Zeichen unangenehmer Ueber-

raſchung verrathen, war ihm ſchon öfter in den letzten Jahren ſeines rühmlichen Lebenslaufes vorgekommen. Er ſuchte dann immer durch deſto größere Heiterkeit zu beweiſen, daß er ſich durch ſo etwas nicht beleidigt fühle, ſondern daß er es in äußerſter Menſchenfreundlichkeit ganz überſehe und vergebe. Es war gewiß liebenswürdig von dem alten Manne, ſo viel Selbſtverleugung und Gutmüthigkeit den Schwächen und Unarten ſeiner Lieben gegenüber zu beweiſen. Aber Joſeph ſchien kein Gefühl dafür zu haben.

„Um Gottes willen — was wollt Ihr hier?“

„Was ſollt ich wollen, Söhnchen? Dich wieder ſehen, Dich meiner vollen Verzeihung verſichern. Du haſt Dich gewiß danach geſehnt, guter Junge! ich kann es mir denken! Ja, Joſeph, mein Sohn, mein theurer Sohn, ich bringe Dir meinen vollen Segen!“

„Chriſtine, entferne Dich“ — ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

„Iſt das Deine Frau, Joſeph? ein allerliebſtes Geſchöpf — bleib, bleib, meine gute Tochter“ — ſagte der Alte und wollte ihre Hand küſſen.

Chriſtine war zu Tode erſchrocken — ſie hatte genug verſtanden, um ſich einer Ohnmacht nahe zu

fühlen, und hatte nicht die Kraft, aufzuſtehen und das Zimmer zu verlaſſen.

Joſeph trat zwiſchen ſie und ſeinen Vater und ſagte barſch:

„Laßt ſie, Vater — Ihr erſchreckt ſie.“

„Nun, wenn ſie ſchreckhaft iſt, meinetwegen, aber morgen muß ſie mir einen Kuß geben!“

Er ließ ſich in einen Armſeſſel nieder, legte Hut und Stock auf den Tiſch vor ſich hin und plauderte weiter.

„Laß mir Eſſen und Trinken holen, Joſeph. Ich komme direct aus dem Cachot — nun, was haſt Du?“

Joſeph ſtampfte auf den Boden — daß der Alte nun gar noch dieſes vermaledeite franzöſiſche Wort gebrauchte, welches auch Chriſtine verſtand, der es ein lautes ‚Oh!‘ des Entſetzens auspreßte. Es war um aus der Haut zu fahren!

„Dann, wenn ich mich geſtärkt habe, will ich Dir danken für das, was Du an mir gethan, lieber Sohn. Der Kurfürſt — dieſes blutige Ungeheuer von einem Tyrannen — ließ mir ſagen, als mir dieſen Morgen die Freiheit angekündigt wurde: auf die Verwendung des Grafen Artois für Reſtitution der Domäne Windſchrot an Dich könne er nicht eingehen;

um aber dem Grafen von Artois ſeine Gefälligkeit zu beweiſen und beſonders auch aus Egards gegen Dich und die natürlichen Wünſche Deines kindlichen Herzens habe er in landesväterlicher Milde beſchloſſen, meine Unterſuchungsſache niederſchlagen zu laſſen und mir die Freiheit zu ſchenken! Da hab' ich mich denn auf die Strümpfe gemacht — et me voila, theurer Sohn! Du wirſt entzückt ſein über dieſe glückliche Abwickelung meiner verdrießlichen Proceßſache."

Joſeph antwortete nichts. Er war niedergeſchmettert. Seine kleine Chriſtine verſtand denn doch Deutſch genug, um die ganze Situation zu durchſchauen; und war es nicht, als ob der böſe Feind den ſchrecklichen Papa antrieb, ſo viel franzöſiſche Worte als möglich zu gebrauchen, wie um ihr das Verſtändniß erſt recht leicht zu machen!

„Aber wo iſt Leonore, Joſeph?" fragte jetzt der alte Herr.

Joſeph antwortete nicht.

„Wo iſt meine Tochter?" wiederholte Baron Windſchrot ſehr laut.

Chriſtine, der Leonorens lange Abweſenheit längſt räthſelhaft geworden, ſah ihren Gatten mit dem Ausdruck größter Spannung an.

„Sie iſt in Schönbornsluſt, wo ſie bei einer Dame zum Beſuch geblieben," gab Joſeph mürriſch zur Antwort.

„In Schönbornsluſt — in dieſem Emigrantenneſt? in der Herberge der Frivolität, dem Refugium der Tyrannei? Weißt Du, daß die ſchlangenhaarige Verruchtheit dieſer Capets und wie ſie heißen mögen, mit ihrem Haupte an die Wolken ſtößt?" rief der alte Jakobiner aus. „Das iſt kein Aufenthalt für ein ſo ſchönes Geſchöpf! Joſeph, was ſoll Leonore in der Höhle des Löwen? gib mir Rechenſchaft. Weshalb verwendet dieſer Artois ſich für Dich und meine Freiheit? He? Antwort!"

Joſeph war immer bläſſer geworden: er konnte ſich nicht länger bezähmen — weshalb auch — er war ja ganz, ganz entlarvt, umſonſt hätte er verſucht, ſeiner Frau noch irgend etwas zu verhehlen. So warf er jede Rückſicht ab.

„Vater," ſchrie er wie im furchtbarſten Zorne — „Ihr verlangt Rechenſchaft, von mir Rechenſchaft, den Ihr elend gemacht habt? — Ihr fragt nach Eurer Tochter, die das Opfer Eurer ungeheuern —"

Der Alte erhob ſich, begrub beide Hände in den

Seitentaſchen ſeiner Beinkleider, intonirte mit lauter Stimme den unſterblichen Geſang:

‚Allons enfans de la patrie
Le jour de gloire est arrivé —‘

und verließ das Zimmer, um ſich in Küche und Vorrathskammer jetzt ſelbſt nach einer Erquickung umzuſehen. Er fand auch bald, was einen hungrigen Wanderer befriedigen konnte. Ueber den Anrichtetiſch in der Küche gebeugt, auf dem ein kalter Rehziemer alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſchien er Sorge und Müdigkeit vergeſſen zu haben. Plötzlich hörte er hinter ſich einen lauten Schrei ausſtoßen. Er wandte ſich um — Gertrude ſtand da, zu Tode erſchrocken über ſeinen Anblick, aber gerötheten Geſichts, beſtäubt wie von langer Wanderung, helle Schweißtropfen auf der Stirn.

„Herr im Himmel — was iſt das — Sie, gnädiger Herr — Sie hier?“

„Nun ja — iſt das ſolch' ein Wunder, daß ich in meinem eigenen Hauſe bin?“

Gertrude athmete tief auf.

„Verzeihen Sie, ich war nur ſo überraſcht — ich konnte es nicht denken — ich bin ſo außer mir

— ſtellen Sie ſich vor, das Fräulein iſt fort — ganz fort — Niemand weiß, wo ſie iſt —"

„Leonore — meine Tochter?"

„Als ſie ſo lange ausblieb, dachte ich, ſie könne doch nicht ohne mich und ohne eine Hülfe ſein, — darum machte ich mich auf nach Schönbornsluſt — und nun denken Sie ſich meinen Schreck — als ich ankomme, höre ich, ſie iſt fort, ſeit geſtern Nachmittag — auf einer Spazierfahrt hat ſie die Emigranten verlaſſen und Jeder glaubt, ſie ſei nach Hauſe zurückgekehrt — die ſind alle ganz unbeſorgt um ſie — aber ich meinte, ich ſollte in den Boden ſinken, als ich das hörte!"

Erſchrocken ſprang der alte Baron in die Höhe und eilte zu Joſeph zurück, um ihm die beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

„Da ſieh, Junge, was Du angerichtet haſt," platzte er heraus — „das arme Geſchöpf hat ſich am Ende verirrt, oder aus Verzweiflung in die Moſel geſtürzt! Gott ſteh Dir bei, wenn mein Argwohn ſich beſtätigt, wenn Du eine Intrigue eingefädelt haſt, welche das Mädchen in den Tod trieb. Ich würde Dich erdroſſeln, Bube, mit meinen eigenen alten Händen!"

Wir müſſen es zur Ehre Joſeph's bekennen, daß er über ſeine Schlechtigkeit in dieſem Augenblicke die tiefſte Reue empfand. Eine Angſt bemächtigte ſich ſeiner, wie er in ſeinem Leben nicht gefühlt.

„Vater, Vater!“ rief er, an allen Gliedern zitternd — „ſprecht nicht ſo furchtbare Worte aus — ich läge ja zehntauſendmal lieber ſelbſt auf dem Grunde des Stromes!“

Er ſtürzte hinaus, in's Dorf, er ſandte Boten aus, zuerſt einen in das Stift der Tante, dann nach allen Richtungen — beſonders dem erſten aber ſandte er ſeine Hoffnungen nach — Leonore mußte ſich zu ihrer Tante begeben haben — das war ja das Natürlichſte!

Und doch brachte er eine fürchterliche Nacht, eine Nacht voll Sorge, voll Gewiſſensqual, voll Verzweiflung zu!

Endlich dämmerte der Morgen — aber er brachte keine Spur der Verſchwundenen. Chriſtine war in Thränen aufgelöſt. Der Alte fluchte. Joſeph ging umher wie ein Geſpenſt. Der Mittag kam, der Abend. Die Boten kehrten heim, einer nach dem andern — jedem folgenden ſchlug das Herz Joſeph's in ſtürmiſcher Erwartung entgegen — aber keiner

brachte Nachricht. Niemand hatte Leonoren geſehen — der letzte Bote kam — auch bei der Tante war ſie nicht!

„Du haſt ſie ermordet, Du trägſt die Schuld an ihrem Tode!“ ſchrie der Alte und erhob drohend die Arme.

Joſeph ſtieß einen Schrei aus nnd ſtürmte fort, trotz Dunkelheit und Nacht. Er wollte zu Artois.

IX.

Wo war Leonore?

Sie war nach ihrer Flucht lange fortgewandert, ohne zu ermüden. Sie folgte dem Fußpfade, den ſie eingeſchlagen und der durch den Wald in einer Richtung führte, in welcher ihr Windſchrot zu liegen ſchien. Zorn und Entrüſtung trugen ſie und ihr Fuß hob ſich elaſtiſch und federkräftig zu raſchen Schritten. So war ſie gewiß eine gute Stunde weit gekommen. Da fühlte ſie, daß ihre Kräfte ſie plötzlich und vollſtändig verließen. Und mit der Abſpannung bemächtigte ſich eine grauenhafte Troſtloſigkeit ihrer Seele. Auf einem gefällten Baumſtamme ausruhend, blickte ſie thränenlos, aber Ver-

zweiflung im Herzen, auf das gelbe Moos zu ihren Füßen. Ihr Inneres war zerriſſen, ihr Stolz zu Boden getreten, der reine Schmelz ihrer Jungfräulichkeit von der Sünde angehaucht — es ſtand kein Götterbild mehr im Tempel ihres Herzens, das nicht von ſeinem Throne geſtürzt, das nicht als eitel Thon zu Staub und Scherben zerſchmettert wäre!

Sie hatte nichts, nichts auf Erden mehr, das ſie nicht verachten mußte!

Dieſer Bruder! Und wie hatte ſie ihn geliebt, was nicht für ihn gethan, geopfert, geduldet — welch' ein Menſch war er!

Dieſe Helden in der vollen Glorie, welche ſie um ihre Häupter leuchten geſehen hatte — dieſe Söhne des heiligen Ludwig — ſie hatten das gleißende Scharlachkleid abgeworfen — und ſtanden nun da, jammervolle Wichte, zu erbärmlich, um nur mit Anſtand den Fluch tragen zu können, den ein ganzes Volk ihnen nachſchleuderte.

Und ihr Vater!

Und ſie ſelbſt! ſo adelſtolz und doch — auf welchem Boden aufgewachſen! ſo hochfliegend in ihren Gedanken, und jetzt ſo gedemüthigt!

Es ging eine ganze Welt vor ihren Augen in

Trümmer, die Welt ihres Herzens, die Welt ihrer Liebe. Leonore durchlebte eine furchtbare Stunde.

Der Tag neigte ſich zu Ende. Es ward tiefe Dämmerung im Walde. Leonore ſah auf und erſchrak. Wohin ſollte ſie ſich wenden? Ihr graute vor dem Heimkehren nach Windſchrot. Sie wollte ihren Bruder nicht wiederſehen — nie, nimmer! Aber wo ſollte ſie die Nacht bleiben, um den Tag zu erwarten, an dem ſie ſich zu ihrer Tante flüchten wollte?

Ihr Seelenſchmerz war zu groß, als daß er ſich hätte durch Thränen erleichtern können; aber was er nicht vermochte, vollbrachte die mädchenhafte Angſt, welche ſich jetzt ihrer bemächtigte; ſie begann zu weinen, ſtieß einen Hülfeſchrei aus und verſuchte dann mit dem Reſt ihrer Kraft auf dem Fußſteige, den ſie gekommen, weiter zu eilen.

Plötzlich blieb ſie ſtehen. Sie war zu Tode erſchrocken über ein lebendes Etwas, das in geringer Entfernung von ihr im dichten Unterholz ſtand und ſich bald erhob, bald niederduckte — es kam auf ſie zu — es ſprang, es hüpfte — ein wunderliches Weſen, eine Alraungeſtalt — da ſtand es vor ihr.

„Heda, wer iſt das?“ rief es — Leonore er-

kannte in dieſem Augenblick den wunderlichen Alten, den der Förſter in ſeinem Dienſte hatte.

Bertram pfiff, daß es durch die Waldung gellte; gleich darauf ſchlug in der Ferne ein Hund an.

„Gott ſteh uns bei,“ ſagte der ſeltſame Burſch; „Sie ſind das, Fräulein? Sie? — Was hab' ich nicht ſchon erlebt im Walde: manches ſonderbare Geſchöpf, bei dem der Menſch ſich kreuzigt und das er ſtill gehen läßt: aber ich habe mich nie über ſolch einen ſtummen Waldgänger ſo verwundert, wie ich es jetzt thue.“

„Du haſt wohl Recht,“ antwortete ſie, ſich faſſend; „ich habe mich verirrt im Walde. Zeig mir den Weg nach irgend einem Hauſe.“

„Das will ich thun, Fräulein. Meine Marderfallen ſind in Ordnung. Wir haben nur fünf Minuten bis zu Haus.“

„Zu welchem Hauſe?“

„Zum Forſthauſe!“

„Dahin kann ich nicht mit Dir gehen —“

Leonore wurde unterbrochen. Ein ſchöner Wolfshund kam durch's Gebüſch geſprungen, ſein Herr folgte bald darauf und Philibert ſtand vor ihr. Er

ſah ſie ſo verwundert an, daß er kein Wort hervorbrachte.

„Verirrt, Herr," ſagte Bertram, „wir müſſen ſie im Forſthauſe einquartiren, aber ſie will nicht, das Fräulein!"

„In der That — aber wenn Sie nicht wollen —" ſtotterte Philibert verwirrt.

„Geben Sie mir Ihren Arm — ich bin todtmüde," ſagte Leonore — „ich fühle, ich kann nicht anders, als Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen."

„So lauf, lauf, Bertram, und ſag' meiner Mutter, welchen Gaſt wir ihr bringen," befahl der Förſter. Bertram ſprang davon und ließ Beide allein.

„Ihre Mutter iſt bei Ihnen? welch' großes Glück iſt das! Gehen wir!"

„Es iſt in der That wunderbar, es iſt mir wie ein Traum, daß ich Sie vor mir ſehe," ſagte Philibert, als er Leonoren den Arm reichte — „ich war in dieſem Augenblicke ſo lebhaft mit Ihnen beſchäftigt — und wann wäre ich das nicht?" ſetzte er leiſer hinzu. „Es war mir, als ob eine Gefahr

Sie bedrohe. Ich wußte, daß Sie den Tag über nicht in Windschrot waren —"

„Wie sind Sie so genau über Das unterrichtet, was dort vorgeht?" fragte Leonore mit schmerzlichem Lächeln — „ich habe das vorgestern Morgen schon bei Ihrem Zusammentreffen mit meinem Bruder gesehen — und ich muß Ihnen danken!"

Beide schwiegen verlegen. Nach wenigen Minuten war das alte Forsthaus erreicht, dessen Lichter hell durch das Dunkel schimmerten. An der Thür empfing sie Philibert's Mutter, eine freundliche, lebhafte Frau, im besten Alter, mit tausend Entschuldigungen für Alles, was ihr mangele, einem solchen Gaste Ehre zu erweisen. Für Leonore war sie ein großer Trost. Diese ergab sich nun gern in ihr Schicksal, das sie in die Wohnung des jungen Mannes geführt — ja, es lag ihr etwas Beruhigendes, Trostreiches darin, in Philibert's Nähe zu sein. Sie weigerte sich aber, sein Zimmer zu betreten, und ließ sich am flackernden Herdfeuer nieder, weil sie sah, daß hier der Mutter Aufenthalt; Philibert setzte sich ihr gegenüber. Er blickte schweigend bald auf sie, bald in die Flammen. Keine unbescheidene Frage kam über seine Lippen. Es war

ein ruhiges, ſtilles Bild: der kräftige junge Mann mit den edeln Zügen voll Intelligenz und Selbſtbewußtſein, und das ſchöne Mädchen ihm gegenüber, über deſſen marmorbleiche Wangen die Flamme einen roſigen Schein warf. Und doch, was ging nicht vor in den Seelen Beider! Philibert verrieth mit keinem Worte die ſtürmiſch-freudige Bewegung ſeines Innern. Leonore wußte dem Hausherrn unendlichen Dank für dieſes ſchonende Betragen, das ihr ſo wohl that. Es war ihr, als ob ſeine Gegenwart den Schmerz und den Groll, der ſich um ihre Seele geklammert, aufthaue und löſe. Er ſchien ihr ſo groß, ſo rein, ſo edel im Vergleich mit den Männern, die ſie in dieſen Tagen umgeben — ſie wußte es ſich nicht zu erklären, aber es lag ein Zauber für ſie in ſeinem Weſen, der ihr nach und nach alles Andere fern rückte, was nicht er war. Sie hatte ein unendlich wohlthuendes Gefühl von Sicherheit unter ſeinem Dache.

Leonore fand es unmöglich, etwas von dem Mahle zu genießen, welches die Mutter Philibert's geſchäftig für ſie improviſirt hatte. Sobald das Zimmerchen geordnet war, in welchem ſie die Nacht zubringen ſollte, zog ſie ſich dahin zurück. Ruhend,

ermüdet, zwiſchen Traum und Wachen ſchwebend, hörte ſie noch lange den eintönigen Geſang des Nachtwindes, der durch die Nadeln der Edeltanne pfiff, welche vor ihrem Fenſter ſtand. Der Mondſchein lag hell auf den Waldwipfeln draußen, und wenn ſie halb geſchloſſenen Auges in die grüne Welt voll ſtummen Lebens blickte, war es ihr, als ſchaue ſie immer tiefer und tiefer in eine neue, unentdeckte, vom Fuß des Menſchen nie betretene Schöpfung hinein. Da waren hohe Berge und üppige, rieſenhafte Pflanzen, Blumen, Bäume, kriſtallhelle Springbrunen und ſchmelzende, ſchwermüthige Stimmen niegeſehener Wundervögel, die ſich auf dunkeln, himmelanſtrebenden Palmenäſten wiegten. Eine verhaltene, ahnungvolle Stimmung, ein gedämpftes und mattes Licht, eine Spannung und Erwartung lag auf der jungfräulichen Schöpfung — da flatterte plötzlich ein Rauſchen durch die Blätter von Wipfel zu Wipfel, die großen Daturaglocken und Purpurkelche läuteten, die Vögel ſtießen laute Schreie aus, das Licht war ſtrahlender und glühender — eine helle Geſtalt ſchritt den Abhang eines Berges hinunter und bog die Zweige der Gebüſche vor ſich auseinander und kam immer näher — ein „ſtummer

Waldgänger" — wie Bertram am Abende geſagt. Er kam auf das Forſthaus zugeſchritten, er nahm bekannte Züge an — es waren die Züge Philibert's — dann verwiſchten ſie ſich wieder — es war ein fremdes und dann wieder wie bekanntes Weſen, das herrſchte in dieſen Regionen und dem die zauberhafte Schöpfung wie einem König huldigte.

Als Leonore am andern Tage erwachte und in die morgenſonnenhelle Waldlandſchaft vor ihrem Fenſter blickte, über der die Erinnerung ihrer Traumgeſichte ſchwebte, fühlte ſie ſich um einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck reicher. Sie fühlte aus der Natur ein Etwas ſie anwehen, welches ſie früher nie empfunden. Eine Sehnſucht ſtieg in ihr empor nach einer innern Harmonie mit dem ſtillen ruhedurchtränkten Leben und Weben der Natur. Sie hätte die nächſte ſchöne Waldblume um ihre träumeriſche Bewußtloſigkeit beneiden mögen. Ja dieſe völlige Bewußtloſigkeit, die nicht dachte, nicht ſich erinnerte, nicht grämte, lockte ſie. — Sie fühlte, es lag in dieſer Natur eine Poeſie, welche durch keine zerſtörte Illuſionen zernichtet werden könne. Ihre Poeſie war bisher nur die der Geſchichte geweſen, die Poeſie des Glanzes und der Macht, welche ſo

oft nur die Poesie des Theaters ist, und welche Leonoren in unvorsichtiger Schwärmerei an den Rand eines Abgrundes gelockt hatte. Dieser Morgen aber war der Wendepunkt ihres Lebens!

Als sie ihr Zimmer verlassen und heruntergegangen war, empfingen ihre Wirthe sie mit derselben schonenden, von aller Neugier fernen Herzlichkeit, wie am Abend zuvor. Philibert besonders schien es stillschweigend als einen ganz natürlichen Umstand zu betrachten, daß sie in seinem Hause sei. Leonore beruhigte sich von Stunde zu Stunde mehr. Es war auffallend, wie wenig endlich ihr Herz sich noch sträubte, ihm Alles anzuvertrauen, was sie ihm nothgedrungen anvertrauen mußte. Und wie hatte sie gestern noch vor diesem Augenblicke gezittert!

Etwas kam hinzu, jenes innere so natürliche Sträuben zu besiegen. Leonore fühlte, nachdem sie ein wenig von dem Frühstück genossen, welches Philibert's Mutter ihr geschäftig neben der Herdflamme auftrug, sich in hohem Grade körperlich angegriffen. Sie war viel zu sehr wie an allen Gliedern gelähmt, und wie innerlich gebrochen, um nur noch die Kraft zur Unwahrheit, zum Erfinden falscher Thatsachen als Erklärungen ihrer Flucht zu haben. Sie wartete

ab, daß das ſchlichte alte Mütterchen, für welches ihre Mittheilungen nicht waren, ſich entfernte und dann ſagte ſie Philibert, daß ſie nicht heimkehren könne; daß ihr Bruder ſich gegen ſie in einer Weiſe betragen habe, die es ihr unmöglich mache und daß auch ihr Bruder wünſchen werde, nie wieder ihren Augen zu begegnen. Sie fing an bitterlich zu weinen bei dieſen Worten. Sie ſetzte nur noch hinzu, daß ihre einzige Zuflucht das Kloſter ihrer Tante ſei, und daß ſie nicht anders könne, als von ihm, Philibert, begehren, ſie dorthin zu bringen, wo ſie eine traurige Verirrung ihres Herzens abbüßen wolle.

Philibert hörte ſie ſtillſchweigend an und brachte kein Wort über ſeine Lippen, obwohl er ein paar Mal zu reden verſuchte. Er ging, um Bertram nach dem nächſten Orte zu ſenden und von dort einen Wagen zu ſchaffen. Als er zurückkehrte, war ſie in den Garten gegangen und hatte ſich auf die Steinbank einer Geisblattlaube geſetzt, um allein zu ſein, denn eine vollſtändige Erſchöpfung fing an, ſich bei ihr geltend zu machen.

Philibert machte ſich in ihrer Nähe zu ſchaffen und wandte kein Auge von ihr. Tauſend Dinge lagen ihm auf dem Herzen, die er ihr hätte ſagen

mögen — aber er wagte es nicht, ſie anzureden — gegen die Gedanken, welche in dieſem Augenblicke ihre ſchmerzerfüllte Seele bewegen mußten, kam ihm Alles ſo klein und nichtig vor, was er ihr ſagen konnte — ja frivol und gefühllos ſogar! Und doch lag ſein ganzes Herz in dieſen Dingen.

Leonore fühlte ſich immer mehr unwohl. Sie zog ſich zurück und war bald gezwungen, ſich niederzulegen. Als der im nächſten Flecken beſtellte Wagen gegen Mittag ankam, war es ihr unmöglich, ſich zu erheben und abzureiſen. Auch litt Philibert's Mutter, die ſich voll Sorgfalt um ſie bewegte, dies durchaus nicht. Leonore war in einem Zuſtande äußerſter Nervenerſchöpfung, der in ein Nervenfieber überzugehen drohte. Bertram mußte mit dem Wagen zurück, um einen Arzt aufzutreiben. Dann ſollte er auch Gertruden mit den Sachen ihrer Herrin aus Windſchrot holen. Er machte ſich eiligſt wieder auf den Weg, aber es war ſchon Dämmerung geworden, als er ſich dem Gute näherte. Ungefähr einen Büchſenſchuß weit vom Hofthore deſſelben kam ihm Joſeph entgegengeſtürzt, mit allen Zeichen furchtbarſter Aufregung. Er wollte eben zu Artois, ſeine Schweſter von ihm zurückzufordern. Bertram hielt ihn zu-

rück und richtete ſeinen Auftrag aus. Joſeph hörte ihn an, wie ein Verbrecher ein Begnadigungsdecret anhören mag. Stumm, aber in zitternder Haſt zog er den ſeltſamen kleinen Waldmenſchen in's Haus, rief ſeinen Vater herbei, und während der Jagdgehülfe ſeine Botſchaft wiederholte, ließ er ſelbſt es ſich nicht nehmen, Leonorens Sachen einzupacken und ihr obend'rein von Chriſtinens Eigenthum zu ſenden, was er irgend willkommen glaubte.

Als Bertram und Gertrude endlich abgefertigt und auf dem Wege zum Forſthauſe waren, wandte Joſeph ſich zu Chriſtinen und ſagte mit einem Geſicht, auf dem eine ſtille Reſignation ausgeprägt lag:

„Gott ſei Dank, daß ſie geſunden iſt! Ich hätte mir ſonſt eine Kugel durch den Kopf gejagt! — Jetzt laß einpacken, Frau — noch dieſe Nacht. Morgen in aller Frühe reiſen wir!“

In der That ſaß Joſeph ſchon am Vormittage des folgenden Tages neben ſeiner jungen Frau, die noch immer ſehr rothgeweinte Augen hatte, im Reiſewagen. Einen Verſuch, Leonoren wiederzuſehen, hatte er nicht gemacht. Auch hat man niemals eine Silbe wieder von ihm gehört!

Auch der alte Baron Windſchrot machte ſich früh

am andern Tage auf die Wanderung mit jugendlich raſchem Schritte. Er begab ſich in die Wälder zum Forſthauſe hinauf, und ſein Erſcheinen bewegte Leonoren ſo freudig, daß ſich von dieſem Augenblicke an die Wendung ihres Leidens zur Beſſerung datirte. Philibert's Mutter aber widerſetzte ſich dennoch mit großem Eifer Leonorens Abreiſe zu ihrer Tante. Es war, als habe die freundliche Matrone, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, durchſchaut, was in dem Herzen deſſelben vorging, und wache beſorgt über ſeinem Glücke. Und dies Durchſchauen war freilich nicht ſchwer — ſein verändertes Weſen, ſeine Unruhe, ſeine Schwermuth ſprachen deutlich genug!

„Philibert," ſagte ſie eines Morgens, als ſie allein mit ihm war und indem ſie ſeine Hand ergriff, „weshalb biſt Du ſo ſtill und verzagt? Mein kecker Junge iſt ja ſonſt nicht blöde! Soll ich mir denn durchaus ein Herz faſſen und für Dich reden?"

Philibert erröthete. „Nein, mein gutes Mütterchen — wenn Ihr mir Euern Segen dazu gebt —"

„Den haſt Du, Kind —"

„Dann will ich's ſelbſt verſuchen, ob ich's herausbringe!"

Es war zwei Tage nachher. Leonore ging ſchon wieder an die Luft und wandelte im Garten auf und ab. Sie war ſehr blaß und ihre Blicke glitten träumeriſch über die Blumenkelche, in denen die Thautropfen des Morgens funkelten. Sie dachte mit tiefem Zagen an die Abreiſe — aus dem ſichern Friedensbann, der ſie hier in der Waldeinſamkeit umgab, ſich loszureißen, um in die Welt zurückzukehren, das ſchien ihr das ſchwerſte Opfer, welches ſie dem Leben und einem unerbittlichen Schickſale bringen ſollte. Sie dachte auch an Philibert. Während des Aufenthaltes in ſeinem Hauſe hatte ſie ſich immer mehr dem Eindruck hingegeben, den ſeine Erſcheinung auf ſie machte. Sie glaubte tiefe Blicke in ſein Herz geworfen zu haben. Hinter ſeiner Beſcheidenheit verbarg ſich ein tiefer Verſtand, ein warmes, ſinniges Gemüth, und vor Allem rührte Leonore Philibert's liebevolles Betragen gegen ſeine Mutter. Nach und nach verkettete ſich ſeine Erſcheinung auf's Engſte mit all' jener Poeſie, welche ihr aus dieſem ſtillen Waldleben entgegenquoll und deren Zauber ſie jetzt mit einer früher ungeahnten Gewalt feſſelte. In dieſer Stimmung war Leonore, als ſie plötzlich Philibert vor ſich ſtehen ſah. Verlegen bot er ihr den Morgengruß.

„Ich muß Ihr kleines Zauberreich zu einer Zeit verlaſſen, wo es gerade in ſeiner ſchönſten Blüthe ſteht," ſagte ſie. „Alle Ihre Blumen haben um die Wette ihre ſchönſten Kelche aufgeſchlagen."

„Leonore, Sie ſind ſehr grauſam gegen mich," nahm Philibert das Wort. „Ich hatte mich ſo getroſt in mein Schickſal gefunden, ich hatte mich angeſchickt, hier das Leben eines Weiſen zu führen, der von der Welt nichts mehr erwartet und die Entſagung des Einſiedlers als die echte Philoſophie des Herzens betrachtet, das glücklich ſein will. Aber ach, es war der Traum eines Knaben, der keine inneren Erfahrungen hat: eine männliche Leidenſchaft hat mich jetzt gelehrt, daß das Glück des Menſchen nicht anders ſein kann als das Glück desjenigen, nach deſſen Bilde er erſchaffen iſt. Er will eine Welt beſitzen, eine Welt für ſich — eine Unendlichkeit für ſich."

„Das iſt viel, ungeheuer viel verlangt —" ſagte Leonore.

„Aber nicht zu viel, nichts Unerreichbares!"

„Und wie wollen Sie ſo etwas auf Erden zu erreichen hoffen?"

„Ich darf es freilich nicht zu erreichen hoffen — ich wag' es nicht zu hoffen — aber —"

„Aber —“

„Sie hätten mir nicht den Blick in dieſe Unendlichkeit öffnen ſollen, um ihn raſch wieder zu verhüllen.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nicht?“ er ſah ſie mit einem tiefen, innigen Blicke an. und ſagte weich: „Geben Sie mir Ihre Hand — ich wage ſonſt nicht zu reden.“

Sie reichte ihm die Hand, zitternd, erbleichend, aber ſie bezwang ſich und erwiederte ſeinen Blick offen und feſt.

„Dieſe Welt für mich, eine Welt voll unergründlichen Reichthums, voll ewiger Gedanken, voll der Unendlichkeit, in deren Anſchauen ich das Glück der Gottheit hätte, ſind Sie Leonore. Bleiben Sie bei mir, Leonore!“

Leonore ſchlug die Augen zu Boden, aber ſie ſchien nicht überraſcht, ſie entzog ihm ihre Hand nicht. Er kniete vor ihr. Sie legte ihre andere Hand auf ſeine Schulter und ſagte leiſe: „Laſſen Sie mich allein. Ich muß eine Stunde allein ſein, bevor ich das wichtigſte Wort meines Lebens ausſpreche!“

Er küßte ihre Hand, eine heiße Thräne fiel darauf; dann erhob er ſich und ging.

* * *

Die Stunde war verfloſſen. Philibert betrat den Garten wieder. Leonore war nicht da. Als er forſchend ſich umſchaute, ſah er ſie am Arme ihres Vaters den Weg daherkommen, der von Windſchrot durch den Wald zum Forſthauſe heraufführte. Der alte Baron hatte es ſich zu nutze gemacht, daß ſein Sohn die Behauſung ſeiner Ahnen für die nächſte Zeit in Miethe genommen: er wohnte in Windſchrot und kam täglich um eine beſtimmte Stunde Leonoren zu beſuchen. Dieſe war ihm jetzt entgegengegangen, er eilte raſch mit ihr heran und ſchon von Weitem rief er mit einer ſo fröhlich lauten Stimme, als ob er alle Vögel des Waldes von ihren Zweigen aufſchrecken wollte:

„Sie ſind ja ein ganz excellenter Menſch, Sie, Gott ſegne Sie, Wolfskron, ich willige mit allen Leibeskräften ein, ich gebe Euch meinen Segen zehntauſendmal, meinen beſten väterlichen Segen!“

Nach dieſen Worten umarmte er Philibert mit einer merkwürdigen Inbrunſt und verſicherte, er ſei, ſo lange er denken könne, nicht ſo fröhlich geweſen, und jetzt ſolle ein Leben beginnen, wie bei den Engeln im Himmel! . . . .

Leonore ſtand blutroth vor Scham und Verlegen-

heit hinter dem alten Baron, während dieſer ſo ſtürmiſch ſeine rührende Freude an den Tag legte, einmal wieder in ſeiner vollen Würde anerkannt zu werden und als Vater fungiren zu können!

„Ich habe den Vater hergebracht, um für mich zu antworten, Philibert,“ ſagte ſie. „Ich hoffe, dafür erlauben Sie ihm, immer bei uns zu bleiben — nicht wahr?“

„Ja, bei uns, Leonore,“ verſetzte Philibert und ſchloß ſie in ſeine Arme — „bei uns; welch' ſüßes Wort!“

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verlag von Carl Rümpler in Hannover.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Gesammelte

Erzählungen und Novellen

von **Levin Schücking.**

6 Bände. Octav. Broschirt 4 Thlr.

Inhalt: 1. Theil: Vertauschte Schicksale. Zwischen zwei Feuern. — 2. Theil: Standes-Ehre. Kölnisch Wasser. — 3. Theil: Die Feindin. Die beiden Frank. — 4. Theil: Der gefangene Dichter. Die Husarin. Das Jagdrennen. — 5. Theil: Der Erbstreit. Der böse Nachbar. — 6. Theil: Die schwarzweiße Perle. Die Wilddiebin.

Eine Actiengesellschaft.

Erzählung von **Levin Schücking.**

3 Bände. Octav. Broschirt 3 Thlr.

Die Geschwornen und ihr Richter.

Roman von Levin Schücking.

3 Bände. Octav. Broschirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Annette von Droste.

Ein Lebensbild von Levin Schücking

Octav. Broschirt 20 Sgr.